

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

1. OKT 1921

Sonderausgabe:
Masuren und Ermland



Pfuhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig

2. Jahrgang 1921

Heft 6

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

In Vorbereitung befinden sich folgende Sonderausgaben:

Bromberg - Neuhagen - Posen, Gefallene Künstler des Ostens, Baltenland, Kleinstadt und Dorfleben in der Ostmark, Philosophen (Schopenhauer und Kant und der Einfluß der Philosophen des Ostens auf die deutsche Kultur).

I. Jahrgang: Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

Hest 1: D. Dr. Kalweit „Idealismus und Wirklichkeit“, Adelbert Mathaei „Daniel Chodowicki“ m. 7 Bild., Herm. Dahl „Carl Hauptmann“.

Hest 2: Dr. R. Elert „Heinrich Wölff“ mit 4 Bild., Woldemar v. Seidlitz „Anständigkeit“, R. Heuer „Expressionismus, Kubismus, Futurismus und der Apostel Paulus“.

Hest 3: Sonderausgabe „Danzig“.

Hest 4: Dr. Hanns Martin Elster „Stein und Bismarck“, Paul Jech „Rue St. Jacques“, Dr. Hans Bethge „Rainer Maria Rilke“ mit Bild.

Hest 5: Sonderausgabe „Königsberg“.

Hest 6: Dr. R. Elert „Die Massenseele, ihr Werden und Vergehen“, Elisabeth Siewert „Reiseeindrücke“, Rich. v. Schaukal „Sprüche“.

Hest 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.

Hest 8: Willibald Dmankowski „Der Dramatiker Hans Franck“ mit Bild, Hans Franck „Hat Tausendmalkausend erschlagen“.

Hest 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!

Hest 10: Beiträge von Louis Corinth, Paul Rohrbach, Johannes Schlaf, Dr. Ernst Schulze, Paul Enderling, Katarina Botzky, Luise von Brandt.

Hest 11: Dr. von Holst „Vom seelendurchleuchtenden Blick großer Dichter“. Hermann Ploetz „Arno Holz“. Willibald Dmankowski „Paul Jech“.

Hest 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesienheft“.

II. Jahrgang:

Hest 1: Olzjen „Die Königsberger Sezession“ mit 12 Bildern, Beiträge von Walter von Molo, Johannes Schlaf, Ludwig Finckh, Will Vesper, Elisabeth Siewert.

Hest 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig.) Danziger Heimatbund.

Hest 3: Goldstein „Ein Alt-Königsberger Gartenheim“ mit 7 Bildern. Aufsätze über Carl Hauptmann und den Königsberger Dichter Albert Dulk.

Hest 4: Sonderausgabe „Memel“.

Hest 5: Hermann Stehr: „Der Feuerfamen“. Fritz Braun: „Eine ostmärkische Bergesföchter“ mit 8 Bildern. Beiträge von Ernst Hammer, Paul Maßdorf, Carl Meißner, Richard v. Schaukal, Will Vesper u. a.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft

Danzig, Langgasse 39/40.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Junft“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

September 1921

Heft 6

Der Gewinn der Volksabstimmung

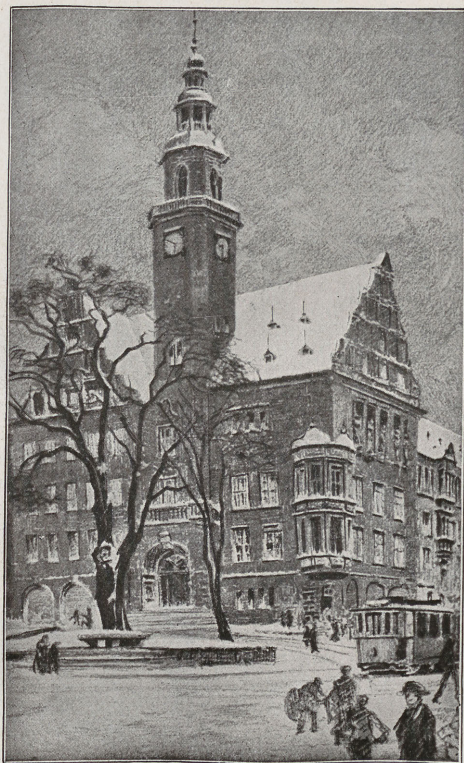
Von Mar Worgiski

Nicht, wie wir die Abstimmung gewannen, will ich berichten. Darüber ist im vergangenen Jahre und auch jetzt, anlässlich des Jahrestages, genug geschrieben worden. Wohl aber läßt sich noch mancherlei über den ideellen, moralischen Gewinn sagen, den uns und dem ganzen deutschen Volke der glänzende Sieg vom 11. Juli 1920 eingebracht hat. Heute, da bereits alles das, was uns Masuren und Ermländer damals bis ins Tiefste erregte, Geschichte geworden ist, da aus der Entfernung eines Jahrs gesehen, Zusammenhänge, Ursachen und Wirkungen sich zu einem Bilde zu schließen beginnen, erkennen wir immer mehr, daß die Bedeutung des 11. Juli weit über den Rahmen unserer Heimat hinausgreift. Uns brachte er zunächst die Erlösung von dem schweren Druck einer anderthalbjährigen Ungewißheit, die Befreiung von der Fremdherrschaft und einen stolzen Sieg über polnische Anmaßung. Unser Jubel, unsere Freude waren begreiflich und ehrlich verdient. Aber richtig würdigen wird man diesen deutschen Sieg nur dann, wenn man ihn betrachtet an seinem Platz im Geschehen, in der Entwicklung der Ereignisse, die nach dem Frieden von Versailles über Deutschland, ja über Europa ihren Weg nahmen.

Im Leben der Völker, in der Geschichte reifen die Früchte einer Tat nicht so schnell, als unsere Ungeduld es ersehnt. Aber eine Tat läßt sich nicht auswaschen, ihre Wirkungen sind für die Dauer ausgelöst, sie wirken fort und fort, wenn auch unsichtbar, vom Lärm des Tages überdeckt. Unterirdischen Strömen gleichen sie, die dem Auge des Menschen entrückt sind und doch an tausend Orten als lebenspendende Quellen zutage treten. Solch eine Tat war das, was im Laufe des Jahres 1919 und in der ersten Hälfte des folgenden Jahres in dem entlegensten Winkel

des großen deutschen Vaterlandes vor sich ging. Der deutsche Reichspräsident begrüßte den deutschen Sieg in Ermland und Masuren als den ersten Lichtblick für das deutsche Volk seit dem Zusammenbruch. Nicht Stolz, sondern Dankbarkeit heißt uns ihm beipsichtigen. Geistige, seelische Kräfte sind es, die für das Werden eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung sind. Der 11. Juli war ein Sieg des deutschen Gedankens. Er erbrachte den Beweis, daß trotz Niederlage und Umsturz, trotz innerer Verwüstung und Zerrissenheit der deutsche Gedanke nicht zu töten ist. Die spitzfindigsten Deutungen und Beweisführungen der materiellen Geschichtsauffassung werden stets vor dem Ergebnis unserer Volksabstimmung ratlos dastehen. Was hatte uns, materiell genommen, das Deutsche Reich damals zu bieten? Wir verkennen gewiß nicht die schwere Lage unserer Brüder im Westen, die unter dem Druck der feindlichen Besetzung seufzen und ein Ende noch nicht absehen können. Aber die deutsche Ostmark ist durch den Zusammenbruch schwerer getroffen worden. Uns hat man lebendige Stücke aus dem Leib gerissen. Unser Fleisch und Blut mußten wir mit gefesselten Händen hergeben, Soldau, Memel, Danzig, Westpreußen und Posen. Und um unser Oberschlesien tobt heute noch, von Haß und blindem Vernichtungswillen geschürt, der erbarmungslose Kampf. Große, tönende Worte hatte die deutsche Regierung, die deutsche Nationalversammlung uns gegeben. „Kein Fußbreit deutschen Gebietes wird preisgegeben! Eher wehren wir uns bis zum Äußersten. Ostpreußen darf nicht vom Deutschen Reiche losgerissen werden.“ Wie schön das klang, aber es waren eben nur Worte. Als wir, ihnen noch einmal vertrauend, uns tatsächlich zur Wehr bereit

machten, uns mit dem Mute der Verzweiflung der Vergewaltigung widersehen wollten, da donnerte uns Berlin das Wort von den Hochverrätern entgegen. Der Friedensvertrag wurde bedingungslos unterschrieben, Ostpreußen wurde vom Reiche losgerissen, dem deutschen Volke eine so ungeheure Last von Verpflichtungen aufgebürdet, daß niemand, auch heute noch nicht, sagen kann, ob sie erfüllbar sind, oder ob ihre Schwere uns doch in den Abgrund stürzen wird. Das war es, materiell genommen, was uns das Deutsche Reich damals zu bieten hatte. Und schmachhafter wurde es uns Ostmärkern, die wir schwerblütig sind, die Ordnung lieben und die hohle Phrase, die Leichtfertigkeit, das verantwortungslose Spielen mit dem Leben und dem Geschick anderer hasßen, gewiß nicht gemacht durch die häßlichen Begleiterscheinungen der Revolution, die schmutzige Spötter auch in unser sonst so friedliches Land warf. Trotzdem haben wir Masuren und Ermländer uns einstimmig für unser einziges Vaterland Deutschland entschieden. Warum? Weil wir deutsch fühlen und deutsch denken, und der Anschluß an Polen uns dem nationalen Tode gleichzukommen dünkte. Darum wählten wir deutsch, und darum ist der 11. Juli ein Sieg des deutschen Gedankens. Um so glänzender ist der Sieg, als er erfochten wurde in einem Lande, dessen Bevölkerung zu 60 Prozent gemischtsprachig ist. Über die Irrungen und Wirrungen des Tages hinweg sahen wir unsere Zukunft unlösbar mit dem deutschen Kulturkreis verknüpft. In dieser Lebensfrage, in dieser Entscheidung, gegen die es keine Berufung gab,



Das neue Rathaus in Allenstein

mußten wir uns an das Unvergängliche, das Unwandelbare gebunden fühlen, nicht an politische und wirtschaftliche Erwägungen, die dem Wandel der Zeiten unterworfen bleiben. Wir wählten deutsch, weil wir deutsch bleiben wollten. Darum ist die deutsche Bewegung, die während der Abstimmungszeit in Masuren und Ermland so mächtig aufflammte, eine geistige Bewegung. Der Heimatdienst, die Heimatvereine des Ma-

sur- und Ermländerbundes, sie sind Organisationen rein national - kultureller Art, getragen von einer Strömung seelischer Kraftentfaltung, der Liebe zur Heimat. Keine andere Kraft wäre stark genug gewesen, den unerschütterlich gefügten Zusammenschluß aller Masuren und Ermländer durchzuführen und alle Zerrissenheit zu überbrücken. Das ist der wertvollste Gewinn, den uns die harte Schule der Abstimmungszeit brachte. Wir hoffen, daß er dem ganzen deutschen Volke reiche Früchte bringen wird. Können wir Deutsche uns eigentlich mit Recht ein Volk nennen? Oder sind wir nicht, heute mehr denn je vergiftet von gegenseitigem Mißtrauen, nur eine Vielheit von Klassen, Konfessionen, politischen Parteien?

Ein Volk müssen wir erst werden. Wir Masuren und Ermländer haben den Weg dazu gefunden, als wir um unser nationales Sein kämpften. Wir sind der Zuversicht, daß die Saat, die wir ausstreuten, aufgehen wird. Weit über Hunderttausend unserer Landsleute, die aus dem Reich zur Abstimmung zu uns kamen, haben es staunend erlebt, wie fest ein einheitlich auf das nationale Ziel gerichteter Wille einen Stamm zusammenschweißen kann. Sie

haben die Erkenntnis hinausgetragen in das weite Deutsche Reich, und heute bereits sprießen überall die landsmannschaftlichen Verbände der heimattreuen Ostpreußen auf. Sie kennen keine Konfessionen, Klassen, Parteien. Die allen gemeinsame Liebe zur Heimat, der landsmannschaftliche Geist heilt die Wunden der Zerrissenheit. So trägt er ein gut Teil zu dem bei, was wir alle erstreben müssen: die geistige Erneuerung unseres Volkes, den Aufbau unseres Volkes.

Die Bedeutung des 11. Juli ist jedoch nicht erschöpft durch seine Wirkung auf uns selbst und das ganze deutsche Volk. Die Volksabstimmung war ja nicht eine deutsche, sondern eine europäische Angelegenheit. Nun ist es gewiß kein Ereignis von welterschütternder Bedeutung, ob das kleine Masuren und Ermland mit seinen 600 000 Einwohnern sich für Deutschland oder Polen entscheiden.

Wir sind kein Industrieland wie Oberschlesien mit seinen Bodenschätzen, an dem nicht nur Polen, sondern Frankreich, England, ja Amerika interessiert sind, weil es da Verdienstmöglichkeiten gibt, die selbst Weltmächten nicht gleichgültig sind. Unsere Wälder, unsere fischreichen Seen, unser Ackerbau, so wertvoll sie sind, stellen im Vergleich dazu nur ein paar lumpige Milliarden dar. Und doch können wir Masuren und Ermländer mit Stolz von uns behaupten, daß wir dem Friedensvertrag von Versailles, diesem wahnwitzigen Bau, der von Haß und Gewalt auf der Lüge als Funda-

ment errichtet wurde, den ersten Stoß versetzt haben. Sicherlich nur einen kleinen Stoß, der aber doch das ganze Gebäude erschütterte, weil er das Fundament traf. Die Weisheit eines hohen Rates hatte die Volksabstimmung über ein Gebiet verhängt, hatte, um sie durchzuführen, einen ganzen großen interalliierten Apparat in

Bewegung gesetzt, um es dann zu erleben, daß dieses selbe Gebiet sich mit fast 98 Prozent also einstimmig für das alte Vaterland erklärte.

Mußten da nicht Zweifel an der „Weisheit“ des hohen Rates auftauchen? Als in der Nacht vom 11. zum 12. Juli das Ergebnis bekannt wurde, rief der italienische Minister in Allenstein voll entrüsteter Verwunderung aus: „Wo sind da die Sachverständigen von Versailles gewesen!“ Er sprach damit nur aus, was in in den folgenden Tagen von zahllosen Blättern der ganzen Welt wiederholt wurde.

Der Beweis war da, daß die Pariser Gewaltigen zum mindesten in dieser Frage von ganz



Belianplatz mit Schulke-Belitsch-Denkmal in Allenstein

falschen Voraussetzungen ausgegangen waren, auf der Lüge gebaut hatten, statt auf objektiven Erwägungen. Englische Blätter, empört über diese offensichtliche Blamage, gingen sogar weiter und sprachen es offen aus: „Wenn der hohe Rat in dieser Frage so schier unglaublich sich täuschen ließ, muß man da nicht mit Grauen daran denken, daß er auch in anderer Beziehung irren konnte? Daß er vielleicht Westpreußen, Soldau, Posen zu Unrecht den Polen überließ?“

Das Vertrauen in den „gerechten“ Frieden von Versailles wurde durch das Ergebnis unserer Volksabstimmung ohne Zweifel erschüttert. Vielleicht nur für einen Augenblick, aber auch das genügt uns. Es sind neue Erschütterungen dazu gekommen und unzählige werden folgen, bis endlich das ganze Gebäude zusammenstürzt. Auf der Wahrheit allein kann man den Frieden der Welt errichten, nicht auf der Lüge. Wir haben

den Anfang damit gemacht, die Lüge zu entlarven. Mit uns Westpreußen und Oberschlesien. Wilna und Ostgalizien werden uns folgen. Dann wird endlich die Zeit gekommen sein, da auch alle Ostfragen für die Revision reif sein werden. Das wird die Befreiungsfunde für unsere unerlösten Brüder sein. Sie wird kommen, weil sie kommen muß, oder man müßte denn endgültig an der Vernunft der Menschheit verzweifeln.

Ein Schwanengesang

Von Franz Mahlke

Das Meer lag schläfrig wie ein mächtiges Urtier da. — Es war wie ein großes verhaltenes Gähnen unter dem abendlichen Zelt. Ein geheimnisvoller Lichtschleier hing über den sanften Dünen. Vor einem goldenen Wolkenfenster wehten in ratloser Melancholie die silbernen Schleiergardinen. Das war so traumig-schön.

Ein Lied wiegte sich über den blauschwarzen Wasserfluten, ein tieftöniges seltsames Lied, wie von einer fernen Geige. Es kam immer näher. — Ich hörte das Rauschen eines Ruders und lauschte in die bleierne Sehnuchthinaus, und lauschte immerzu.

Da wußte ich's: Nicht eine Geige war es, die über

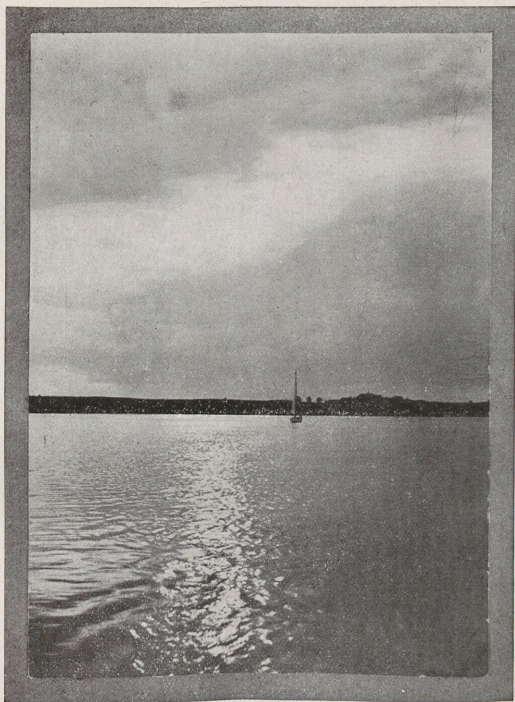
den Wassern sang, es war der warme Wohlklang einer Mädchenstimme, der mein Ohr berührte.

Ich stand in der Düne voll schmerzhafter Ungeduld und suchte mit den Augen das Dunkel zu durchdringen.

Da spielte irgend ein Höhenwind mit den zarten Wolken schleiern des goldgerahmten Wolkenfensters, und das goldene Mondauge stand über dem Schweigen.

In den Wellen schaukelte ein weißes Boot. Es gab ein kurzes scharfes Klirren, wie von zer springendem Glas. Der Mond kroch hinter einen schwarzen Wolken sack. Ich sah den den Silbernachen nie wieder.

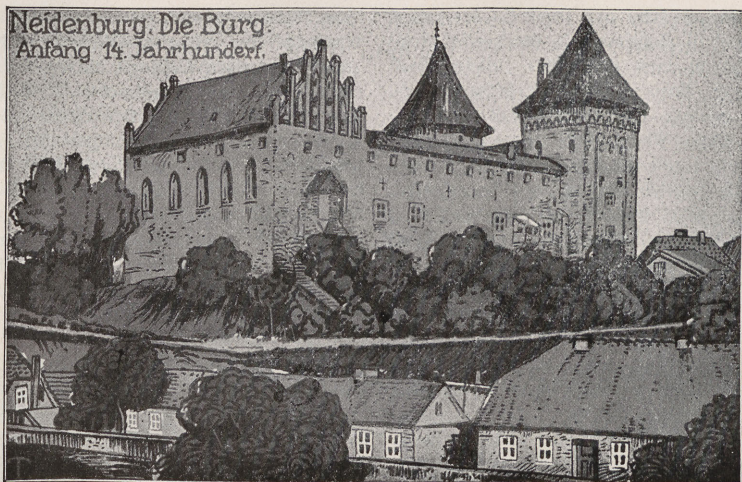
Das Meer lag wie ein fasses Ur tier da.



Gewitterstimmung auf dem Oskul-See bei Allenstein

Was ist Einsamkeit? — Qual und tieffste Freude, Verlassen sein und höchste Lebensfülle, dunkler Abgrund und leuchtende Quelle. Wo immer du Menschen erkennen willst, schaue in ihre Einsamkeit, die deutlicher zu dir spricht als alles Leben.

Carl Lange



Masuren und Oberland

Von Professor Dr. E. Schnippel

„Ihr naht euch wieder, schwankende
Gestalten!“

Bei der großen Unklarheit, die über das Verhältnis von Masuren und Oberland selbst in gebildeten Kreisen und in wissenschaftlichen Werken fortwährend zutage tritt, dürfte es insbesondere für die Leser dieses Blattes von Interesse sein, darüber einmal etwas Genaueres zu erfahren. Und nicht bloß für diese! Denn seitdem unsere Provinz durch die Zeitgeschichte wiederholt in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt ward, ist ja auch im übrigen Deutschland eine lebhaftere Anteilnahme für die ferne Ostmark erwacht, und man sucht sich denn auch über deren geographische und geschichtliche Verhältnisse zunächst an der Hand der jetzt so oft — früher so selten — gehörten Namen zu orientieren. Aber es sind mir auch gerade in den letzten Jahren, und namentlich in der Abstimmungszeit, nicht wenige Äußerungen des Erstaunens, manchmal eines unwilligen Erstaunens, und gelegentlich direkte Anfragen zugekommen, wie denn z. B. Osterode und Hohenstein, Gilgenburg und Neidenburg zu Masuren gerechnet, ja der ganze Regierungsbezirk Allenstein als solches bezeichnet werden könne. Und während die Zeit des Kampfes, ob deutsch oder polnisch, für die Erörterung derartiger Fragen wenig geeignet erschien, ist doch auch um der wissenschaftlichen Wahrheit willen nunmehr wohl eine Klarstellung wünschenswert.

Da ich mir nun seit nahezu vierzig Jahren lokalgeschichtliche und volkskundliche Erforschung des Südens unserer Provinz zur Aufgabe gemacht hatte, sei hier mitgeteilt, was sich für den Gegenstand aus den Quellen und Urkunden, sowie aus der Kenntnis von Land und Leuten ergibt.

Und da sei denn sogleich festgestellt, daß die genannten Städte allerdings nicht zu Masuren gehören und die ganzen umfangreichen Kreise Osterode und Neidenburg, ja auch noch ein Teil des Kreises Ortelsburg mit den Städten Passenheim und Willenberg vielmehr zum ostpreussischen Oberlande gerechnet werden müssen. Wenn es seit etwa zwei Jahrzehnten Mode geworden ist, das hier umschriebene Gebiet als „Westmasuren“ zu bezeichnen, so fehlt dem jede Berechtigung; daß es auch politisch unklug war, nach innen und außen, hat die Erfahrung zur Genüge gezeigt.

Es handelt sich hier um das alte Land Sassen, das sich von der „Sassenpile“ bei Hasenberg und dem Burgwall an der alten Wicker bei Neubhof unweit Gr. Lensk im Westen mit dem Gau Patrank bis zum Omulef im Osten erstreckte, wie besonders die Abgrenzung der neugegründeten Komturei Osterode vom Jahre 1341 lehrt, — im Süden aber ursprünglich bis zum Narew reichte. Vor der Herrschaft des Deutschen Ordens nach mehrfachem Wechsel der Bevölkerung durchweg von Altpreußen be-

wohnt, war es dann von jenem in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch eine großartige, hauptsächlich durch den „Kaiserkenel“ Luther von Braunschweig, den hochgeborenen Welfen, geleitete Kolonisationsfähigkeit germanisiert worden. Aber schon zur Ordenszeit ward in Urkunden und bei den Geschichtsschreibern diese ganze Gegend ohne genauere Grenzbestimmung, weil höher gelegen, rein geographisch im Gegensatz zu den „Niederlanden“, d. h. den Komtureien an Haff und See, nach Ausweis z. B. des Registers zu den *Scriptores Rerum Prussicarum*, als Oberland bezeichnet. Und dieselbe Bedeutung hat auch der spätere Name „Hogger- oder Hoderland“, der jedoch im engeren Sinne meist nur auf die Gegend nördlich von Osterode angewandt ward.

In der herzoglichen Zeit ward dann das ganze durch den unseligen zweiten Thörner Frieden vom Jahre 1466 größtenteils abgetrennte Gebiet zwischen Passarge und dem polnisch gewordenen Westpreußen auch amtlich unter dem Namen des „Oberländischen Kreises“ zusammengefaßt. So umfaßte das Oberland damals, wie sich auch aus des trefflichen Caspar Hennenberger Erläuterung der Preussischen Landtafel vom Jahre 1595 ergibt, die „Hauptämter“ Marienwerder, Riesenburg, Pr. Mark, Pr. Holland, Liebstadt, Mohrungen, Liebmühl, Osterode, Hohenstein, Neidenburg, Soldau und Ortschaften und die drei „Erbämter“ Rosenberg, Dt. Eylau und Gilsburg. Und nach den verschiedenen Verwaltungsordnungen des 18. und 19. Jahrhunderts blieb der Name schließlich noch immer an den vier landrätlichen Kreisen Pr. Holland, Mohrungen, Osterode und Neidenburg haften, zu denen im Sprachgebrauch landeskundiger Personen bisweilen auch noch die alten Ämter Dt. Eylau und Ortschaften hinzugerechnet wurden. Sogar bis in die jüngste Zeit hat der Name in diesem besonderen Sinne als offizielle Landeseinteilung z. B. in der Matrikel des alten und befestigten Grundbesitzes, in der Güterrolle der „Landchaft“ und bei ähnlichen Instituten fortgelebt.

In demselben Sinne hat aber auch u. a. Maj von Schenkendorf schon im Jahre 1813 in seinem Liede von den drei Grafen das „schöne Oberland“ gepriesen. Der vielgenannte Oberländische Kanal, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Elbing mit Osterode verband, der Oberländische Geschichtsverein, den Gerichtsrat Conrad im Jahre 1899 begründete, und manche neuere Handelsunternehmungen haben danach

ihren Namen erhalten, die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen, herausgegeben von Adolf Böttcher, die wertvollen Berichte des Provinzialkonservators R. Dethleffen, der vierte Band von „Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen“, Stuttgart bei Hobbings und Büchle 1901, bearbeitet von Alois Bludau, behandeln in dieser Begrenzung das Oberland, das Königsberger Heimatmuseum enthält dementsprechende Bauernhausstypen usw., und auch die Masse der Bevölkerung, einschließlich der polnisch redenden, hier aber durchweg zweisprachigen, unterscheidet sich selber scharf von den Nachbargauen.

Es ist ein Gebiet, das namentlich in seiner Mitte zahlreiche Stellen von hoher landschaftlicher Schönheit enthält, allerdings Jahrhunderte lang wegen seiner Abgeschlossenheit ein bescheidenes Sonderleben führen mußte, aber, seit die Eisenschienen es mit der Welt verbinden, einen ganz bedeutenden kulturellen Aufschwung genommen hat. Für die vorgeschichtliche Wissenschaft hat es neuerdings durch die Feststellung von steinzeitlichen Ansiedlungen und namentlich sehr merkwürdigen vorgeschobenen Stationen der Laténékultur in den Kreisen Osterode und Neidenburg besonderes Interesse gewonnen. Und dazu hat sogar die Weltgeschichte zu wiederholten Malen auch dieses entlegene Stück deutschen Bodens in entscheidenden Stunden berührt: die Jahre 1410, 1806/7 und 1914 haben hier Ereignisse sich vollziehen, deren Wirkungen auch die Nachgeborenen noch auf lange hinaus spüren werden! Es ist aber auch ein Gebiet, auf das polnische Begehrlichkeit ganz besonders ihr Auge geworfen hatte! Nicht bloß aus strategischen Gründen — denn von jeher war die offene Strecke der Grenze zwischen Neidenburg und Willenberg die Einfallsstelle ins Preußenland gewesen, von den Zeiten Gedimins und Knyhuta, Jagiello und Sigismund I. bis Napoleon und Samjanow, — sondern namentlich auch, weil das Schlachtfeld von Grünfelde-Tannenbergs in ihm gelegen ist, die Stätte ihrer eifigen Selbstbespiegelung!

Von Majuren aber ist im ganzen Oberlande alle die Jahrhunderte hindurch nie die Rede gewesen*). Als ethnographischer Begriff ist dieser Name mit Beziehung auf einen ganz bestimmten Teil der ostpreussischen Bevölkerung und sodann auch als topographische Bezeichnung einer Land-

*) Die von A. Döring nachgewiesenen ganz vereinzelt (drei!) Fälle, wo im M. A. urkundlich fremde Einzöglinge als „Majur“ bezeichnet worden sind, beweisen aber nur, wie scharf man schon damals zwischen Polen und Majoren unterschied.

schaft überhaupt erst im 18. Jahrhundert angekommen. Doch auch in den Schriftwerken dieser Zeit findet er sich nur erst ganz vereinzelt. In weiteren Kreisen ward er, was so gut wie unbekannt geblieben ist, etwas häufiger genannt seit des begabten, aber wunderlichen August Friedrich (Siegfried) von Goué (1743—1789) eigenartigem Drama „Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illirischen. Frankfurt und Leipzig 1775“*), unter der „Vorerinnerung“ gezeichnet „Friedrich Bertram aus Siebenbürgen“, in dem er die Mitglieder der possenhafteu Ritterschule zu Wehlar

Töppers Geschichte Masurens, Danzig 1870, entdeckt worden, der sein „Aberglaube in Masuren“, 2. Aufl. 1867, vorausgegangen war. Zwar hatte er in dem letztgenannten Werke aus Zweckmäßigkeitsgründen auch die Hohensteiner Gegend, die Stätte seiner früheren Wirksamkeit, in seine Darstellung mit einbezogen, obgleich ihm sehr wohl bekannt war, daß sogar im Ortelsburger Kreise „die Ansicht vertreten ward, das eigentliche Masuren liege von diesem Kreise ostwärts“, und daß die Bewohner des Osteroder Kreises sich „auch nicht zu Masuren im weiteren Sinne“ rechneten. Hätte aber



Passenheim

vom Jahre 1772, darunter Goethe als Götz, Gotter als Fanel, sich selbst als Couch unter ihren Scherznamen kopiert hatte. Die Hauptrolle darin hatte ein „Herr von Masuren“, worunter der unglückliche junge Jerusalem geschildert war, und das Stück spielte — dem „Kronprinzen“ in Wehlar entsprechend — im Gasthof „Prinz Casimir“ zu Warschau, doch finden sich darin sonst keinerlei örtliche Anklänge, und auch der Name selber ist wohl nur durch eine anagrammatische Spielerei aus „Jerusalem“ mit Hinzufügung eines — n entstanden. Erst nach den Freiheitskriegen wird der Name Masuren in der Provinz selber in dem noch jetzt üblichen Sinne für Land und Leute allgemeiner üblich, für die Wissenschaft aber ist er dann vor genau 50 Jahren durch Ma-

der gelehrte Mann einen eingeborenen Hohensteiner gefragt, ob der sich zu den Masuren zähle, würde er vermutlich eine ziemlich scharfe Abjage erhalten haben. Die von theologischer Seite herbeigeführte Verquickung von Fragen der geschichtlichen Geographie mit konfessionellen Gesichtspunkten, wonach alle polnisch sprechenden Evangelischen im südlichen Ostpreußen als Masuren anzusprechen seien, eine Behauptung, die noch immer erhebliche Verwirrung in einer eigentlich sehr einfachen Sache anrichtet, aber dem Volksbewußtsein völlig fremd ist, entbehrt jedes wissenschaftlichen Anhalts. Und das Volksbewußtsein sollte hier in der Tat maßgebend sein: es hat seine guten Gründe!

Zunächst geschichtlich. Der Name Masau, gewöhnlich „die Masow“, bezeichnet im Mittelalter und weit in die Neuzeit hinein aus-

*) Ein Exemplar des sehr selten gewordenen Werkes besitzt auch die Königsberger Universitätsbibliothek.

schließlich die polnische Landschaft Masowien, die einst ein besonderes Herzogtum mit der Hauptstadt Warschau bildete, seit dem Aussterben der alten piastischen Herzogsfamilie im Jahre 1526 aber mit dem Königreich Polen vereinigt geblieben ist und nachher in weiteren Kreisen wohl nur durch den Masurek, die Polka Masurka und ähnliche Tänze sowie durch gewisse eigenartige Volkslieder bekannt war. Es umfaßte etwa die Nordhälfte des späteren sogenannten Kongreßpolen, meist ward der Name aber im engeren Sinne auf die an Ostpreußen südlich angrenzenden Landstriche bezogen, von wo aus seit dem 15. Jahrhundert, namentlich seit 1466 und dem „Auflassen der Wildnis“ zahlreiche Ansiedler, vorwiegend kleinfürerlichen Standes, in die benachbarten Teile des Ordensstaates herüberkamen. Das war aber hauptsächlich die alte Landschaft Galindien, die etwa vom Omulef bis mindestens zu den großen Seen und dem oberen Angerapp reichte und im Süden sich ehemals weit in Masowien hineinerstreckte hatte, nebst einem Teil des alten Sudauen, — damals fast menschenleere Gebiete, da die frühere Bevölkerung teils ausgerottet, teils abgewandert, teils weggeführt war. Und so bezeichnet denn auch in Ostpreußen von vorneherein und von seinem Aufkommen an der Name Masuren in dieser Form weiter nichts als die Einwanderer aus Masowien in eben diesen Gebieten, wo sie sich auf dem Lande, abgesehen von einigen „preußischen Diensten“ und spärlichem altpreußischem Gesinde, zunächst ziemlich unvermischt ausbreiten konnten. Zwar entvölkerte der große Tatareneinfall vom Jahre 1656 und dann die Pest in den Jahren 1708 bis 1713 das Land von neuem, doch ersetzte allmählich die Nachkommenschaft den Verlust, woneben aber auch seit 1815 die Zahl der Deutschen, die friedlich und unvermischt zwischen den Masuren heimisch wurden, im Laufe der Zeit durch die natürliche politische und wirtschaftliche Entwicklung ganz bedeutend zunahm.

Sodann ethnologisch. Die Ankömmlinge sprachen und ihre Nachkommen sprechen bekanntlich größtenteils noch jetzt einen polnischen Dialekt von stark ausgeprägter Eigenart*). Derselbe unterscheidet sich erheblich sowohl von dem gegen-

wärtig in Masowien selber gesprochenen, als namentlich, wie schon Töppen hervorhob, von dem Hochpolnischen, das, ebenfalls in einer besonderen Mundart, bei einem Teil jener zwiesprachigen ländlichen Bevölkerung im südlichen Oberlande (d. h. im Kreise Neidenburg und der Südhälfte des Kreises Osterode) auch gegenwärtig noch gesprochen wird. Denn auch hier hatten sich seit der Tannenberger Schlacht und noch mehr seit dem verhängnisvollen dreizehnjährigen Kriege zahlreiche polnische Eindringlinge festgesetzt, die aber größtenteils aus der Löbau und dem Kulmerlande gekommen waren und vielfach andern Gesellschaftskreisen angehörten als die Masuren, darunter insbesondere dem Adel und seinem Anhang. Sie hatten namentlich die dortige altpreußische Bevölkerung, die eben erst germanisiert war, ebendeshalb unschwer polonisieren können, und zeitweilig sind die alten Ämter Gilgenburg und Osterode ebenso wie Soldau und Neidenburg daher auch administrativ zu den sogenannten „polnischen Ämtern“ gerechnet worden. Es blieb aber besonders unter dem Einfluß der Städte mit ihrer immerhin überlegenen Kultur ein erheblicher Rest deutschen Volkstums zurück, dem denn auch hauptsächlich die spätere Wiedergewinnung des Landes zu danken ist. Mit ihren östlichen Nachbarn hatten die Oberländer um so weniger Berührungen, als sie durch das breit dazwischen liegende Ermland räumlich von ihnen größtenteils abgetrennt waren und sich mit ihnen gar nicht verwandt fühlten. Man hatte vielmehr im Oberlande von jeher ein sehr bestimmtes Bewußtsein von einem erheblichen Unterschiede der Abstammung und der Volksart gegenüber den „Masuren“, ein Bewußtsein, dem ich schon vor einem Menschenalter fortwährend begegnet bin und das auch jetzt noch fortwirkt.

Und das ist in mehrfacher Beziehung sehr begreiflich. Wer offenen Auges Masuren durchwandert, kann selbst heute noch auf entlegenen Abbauten und in weissen Dörfern auf Schrift und Triff die Beobachtung machen, daß die Mehrzahl der Einheimischen einen ganz bestimmten auffallenden Typus repräsentiert. Und früher konnte man die „richtigen“ Masuren namentlich auf den Wochenmärkten der kleinen Städte und — bei gewissen Schwurgerichtsverhandlungen in Allenstein und Lyck auf den ersten Blick als solche erkennen. Es ist ein untersehter, starkknöchiger Menschenschlag, meist unter Mittelgröße, mit mächtigem Kopfe, breitem Gesicht, kräftigen Wadenknochen und breiten Schultern, schwarzem Haar und brünetter Haut-

*) S. jetzt besonders R. Nitsch, Versuch einer Gruppierung der polnischen Mundarten. Mit einer Karte. Krakau, Verlag der Akademie der Wissenschaften, 1910, — nebst der Besprechung von C. Worckling in den Historischen Monatsblättern für die Provinz Posen, Jahrgang XIV, Nr. 9 (September 1913). Nitsch bezeichnet selbst die polnischen Mundarten in Ost- und Westpreußen als „später erworbenes polnisches Kolonialgebiet auf ursprünglich preußischem Boden!“



Masurisches Bauerngehöft

farbe, — der echte altmasovische Typus*), dem gegenüber der „elegante“ lechische Typus, den man bei den schlanken, hochgewachsenen, kleinköpfigen polnischen Schlachzigen findet, auf ostpreussischem Boden nur äußerst selten auftritt. Und daneben dann die unverkennbaren germanischen Prachtmenschen**) und öfters auch die sehnigen litauischen Gestalten, hier vielleicht noch vom altpreussischen Einschlag! Es spiegelt sich eben in diesem Mischungsverhältnis innerhalb der Bevölkerung die verschiedene Abstammung ihrer Bestandteile wieder, die man ähnlich auch im eigentlichen Polen feststellen kann, da die Polen selber im Grunde als ein Mischvolk anzusehen sind. Und uralte Siedlungsverhältnisse zeigen darin eine ganz überraschende Nachwirkung. Gehören doch auch schon die Masovier aller Wahrscheinlichkeit nach einer älteren Unterschicht im polnischen Volkstum an, die von dem Herrenvolke der Lechen unterworfen und slavifiziert worden war, und vor allem ist die Herkunft der Urbevölkerung von Galindien und Sudauen ein ebenso interessantes wie schwieriges Problem. Da schon der große alexandrinische Geograph Ptolemäus im 2. Jahrhundert n. Chr. in diesen Gegenden Galinder und Sudiner nennt, ist es im hohen Grade zweifelhaft, daß es Slaven waren, die in jener Zeit kaum schon so weit nach

Westen vorgedrungen sein können. Sicher ist nur, daß hier seit der Steinzeit in langen Zeiträumen sehr verschiedene Nationalitäten einander abgelöst haben müssen, zum Teil mit großen Unterbrechungen, und daß, während die späteren Sudauer, auch als Jatzwinger und Polserier bezeichnet, den Altpreußen verwandte Litauflaven waren, die Galindier des Mittelalters in Masovien und Masuren weder diesen noch etwa den Germanen zuzurechnen sind. Eher könnten Reste einer sehr alten finnischen Vorbevölkerung in dieser durch die ringsum sich ausdehnenden Sümpfe so geschützten Gegend sich erhalten und im Laufe der Zeit den Kern jener Unterschicht gebildet haben. Doch wie dem auch sei, die Masovier und so auch die ostpreussischen Masuren machen auf jeden Fall durchaus den Eindruck eines ethnologischen Sondertypus, was, wie gesagt, gerade auch ihre Nachbarn stark und bewußt empfinden.

Dazu kommt noch der eigenartige und im Urteil der Oberländer, Ermländer, Ratanger, Litauer usw. in übereinstimmender Weise sich wiederpiegelnde Volkscharakter der Masuren. Ein vielerörtertes, weitschichtiges Thema, aus dem ich nur Folgendes hervorheben will. Eine „weichere“ Gemütsart — neben unleugbarer Piffigkeit, ja Verschmittheit — haben die übrigen Ostpreußen von jeher bei den Masuren erkennen zu müssen geglaubt; der hohe Grad von Bedürfnislosigkeit, um dessentwillen die Königsberger Studenten zu singen pflegten: „An den Grenzen der Kultur, Wo der Mensch wird zum Masur!“ — eine Folge der früheren Armut —

*) Charakteristisch sind dafür z. B. die Abbildungen Nr. 6 (alter Bauer) und 8 (jüngere Frau) bei Hef von Wichdorff, Masuren, 1915, und S. 229 bei A. Zwick, Masuren, Landes- und Volkskunde, 1900, während die landläufigen „Masurenbilder“ den Typus meist sehr unzureichend oder auch ganz unrichtig wiedergeben. Die Anthropologie hat gerade hier wohl noch ein weites und dankbares Feld, so lange die zunehmende Mischung usw. die Unterschiede noch nicht gänzlich verwischt hat.

**) Vgl. F. Skowronnek, Masurenbuch, Berlin (1916), S. 97.

und eine gewisse Langsamkeit, ihre Redseligkeit und fröhliche Leichtgläubigkeit und anderes machten sie bisweilen zum Gegenstand des Spottes. Aber ihre Ansfelligkeit und ihre Gefchicklichkeit bei Herstellung aller Bedarfsgegenstände — neben geringer Leistungsfähigkeit in schwerer Arbeit, ihren ausgeprägten Gefelligkeitstrieb, ihre Gutmütigkeit erkennen auch ihre Nachbarn willig an. Und ihre Treue zur Heimat haben sie wahrhaftig in diesen schweren Zeiten glänzend bewährt.

Der Besonderheit ihres Volkstums entsprechen zudem bei den Masuren zahlreiche Sitten und Gebräuche und mancher Aberglaube, woran die sonstigen Ostmärker keinen Anteil haben. Selbst das masurische Bauernhaus weicht von dem verwandten altoberländischen Gersthaufe, wie ich demnächst anderen Ortes genauer darzulegen gedenke, mehrfach in wichtigen Stücken ab. Und obwohl von der eigenartigen altnasurischen Männertracht, wie ich sie noch zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vereinzelt sah, insbesondere der charakteristischen aus blauem und weißem Zwirn gewirkten Schärpe, dem Kolpak, einer Pelzmütze mit dunkelblauem Tuchboden und einer weißen und einer blauen Schleife auf der linken Seite, der langen roten Weste mit blanken Metallknöpfen und dem langen dunkelblauen Tuchrock, sich noch irgendwo ein Stück erhalten haben sollte? Die Frauen trugen schon damals von besonderen Kleidungsstücken nur noch das bunte unvermeidliche Kopftuch!

Auch in rein geographischer Beziehung schließlich lassen sich zwischen Oberland und Masuren gewisse Unterschiede aufzeigen, wenngleich sie ja beide Teillandschaften der preußischen Seenplatte und in ihrer Oberflächenform durch die eiszeit-

liche Vergletscherung bestimmt worden sind. Jenes erhebt sich nach Westen hin bis zu der Kernsdorfer Höhe, der bedeutendsten Bodenerhebung Ostpreußens, während dieses in mittlerer Höhe des Landrückens bleibt. Dort finden wir ein ziemlich stark zerschnittenes, stark welliges Gelände, hier auch ausgedehntere breite Flächen neben tief eingerissenen Tälern, und namentlich in ersterem, abgesehen von den rundlichen Strudellöchern, d. h. „Kolken“, Kessel- oder Wannenseen, die herrlichen oberländischen Lang- oder Rinnenseen, in Masuren daneben auch weite, manchmal „wildbrausende“ Becken, beide in ihrer Art von hoher natürlicher Schönheit. Dabei Masuren im Durchschnitt von ziemlich dürtigem Sandboden mit schwachem Anbau und bis vor kurzem geringen Erträgen, das Oberland bis auf wenige Strecken fruchtbar, wohlangebaut und wohlhabend. Beides ganz vorwiegend landwirtschaftliche Gebiete, aber untereinander ohne jeden wirtschaftlichen Zusammenhang, das eine nach Westen hin gravitierend, im Verkehr vorwiegend nach Danzig und Elbing orientiert, das andre nach Lyck und Königsberg. Und anderes dergleichen mehr.

So ist es begreiflich, daß die Bewohner beider Landschaften, die ja im letzten Menschenalter eine so erfreuliche Entwicklung erfahren haben, ohne irgend eine Rivalität oder Abneigung zu hegen, doch auch von jeher nichts Gemeinsames miteinander empfunden haben und einander ziemlich fremd geblieben sind. Aber tapfere Soldaten, gute Preußen und treue Bürger sind sie beide immer gewesen, und so gönne man ihnen denn die Besonderheit ihres Namens, auf daß sie auch in Zukunft scheidlich friedlich und Schulter an Schulter neben einander stehen im gemeinsamen Vaterlande!

Auf der Gruftinna

Leise schlägt an's Boot das Wasser,
wie ein Traumschiff zieht mein Kahn;
Tagesfarben werden blasser,
grüne Dämm'ung hüllt die Bahn.

Nur nicht sprechen, schweigen, träumen! . . .
Laute Wirklichkeit entschwand. —
Da, ein Elf huscht zwischen Bäumen,
schlingt mich in ein golden Band.

Und ich gleite hingegeben . . .
Nacht ist weich, und Tag ist hart.
Fern, so himmelfern das Leben. —
Traumwelt, laß die Zauber wehen! —
Nur kein Ende dieser Fahrt!

Joannes Dziubiella



Masuren: Kiefer am Spirdingsee

Bootsfahrt in Masuren

Von May Worgi hki

Der Geist gibt uns Steine statt Brot.

Komm, Liebste, fliehe mit mir aus dem kalten Reiche, darinnen das Steingeficht des Zweckes Herrscher ist und der Verstand Kanzler. Komm, Traumland grüßt aus der Ferne. Laß uns nach Traumland reisen!

Mitten in dem großen Walde verlassen wir den himmelnden Zug. Entschwinde, du schwarzes, lärmendes, stets geschäftiges Untier! Harter Gewalt stieren deine Augen unter der breiten Stirn von Eisen, und dein Leib zittert unter dem Fluch der Ruhelosigkeit. Sinnbild der Menschheit von heute. Horch nur, Liebste, wie der große Wald ringsum seiner Geschäftigkeit höhnt und sein Stampfen und Rollen mit dröhnendem Lachen wiedergibt. Komm, Liebste!

Kühler Schatten der Bäume nimmt uns auf. Zum Dome wölbt sich über unsern Häuptern das grüne Gezweig, und liebend umfängt der weiche Teppich des Mooßes unsere Füße. Wir schreiten lautlos und unbefchwert. Harzgeruch würzt die Luft, dringt wie belebende Glut in unsere Lungen. Näher, und du siehst, daß er abgrundtief ist und geheimnisvoll wie dein Auge, Liebste.

Dort träumt er in der Tiefe und sein glatter silberner Spiegel schimmert in mildem Glanz, eng umfaßt vom grünen Dunkel des Waldes. Triff näher, und du siehst, daß er abgrundtief ist und geheimnisvoll wie dein Auge, Liebste.

Das Boot wartet. Steigen wir ein! Ein, zwei Ruderschläge, das Wasser rauscht und brodelt murrend hinter uns her, kleine Wellchen laufen geschäftig zum Ufer, wo die Erlen ihre feinen Füße in der Flut baden, und das Rohr beginnt zu raunen und zu flüstern. Nun liegen wir still. Der silberne Spiegel schließt sich wieder über der dunklen Tiefe. Nun laß uns träumen!

Wie süß der Odem des Waldes duftet!

Saug ihn ein mit vollen Lungen, Liebste, du bist in deine Heimat eingekehrt. Es löst sich unser Leib und alle Schwere schwindet. O süße Seligkeit des bloßen Seins!

Stille rundum und Einsamkeit, Frieden und Ruhe. Aber meine Seele erschauert in schwerer Ahnung. Unsäglich ist die Kraft und Glut des Lebens, die lautlos, unsichtbar um uns und in uns loht.

Wir schweben. Blick hinab, Liebste, und du siehst dort unten in unermesslicher Tiefe das Blau des Himmels sich wölben, wie über uns, und Wolken segeln darüber hin, grad unter unserm Boot hinweg. Schau um dich, Liebste, schau tief hinein in die Dämmerung des Waldes, und du glaubst in einen grünen Abgrund zu sinken. Du sinkst und sinkst. Lasse mich in deine Augen blicken, Liebste, und eine bodenlose, geheimnisvolle Tiefe schlägt über mir zusammen.

Rundum starrt uns die Nacht der Unendlichkeit entgegen und macht uns erzittern. O süße Seligkeit des bloßen Seins! Wenn ich dich halten könnte mit meinen schwachen Händen! Doch du entgleitest mir, zerflatterst wie ein Nebelstreif und lässest mich hilflos schweben über der bodenlosen Tiefe. Da fährt der Schrecken mir ins Herz, und ich hasche zitternd nach dem Rettungsseile der Gedanken.

Ein Adlerschrei schreckt uns auf.

Deine Augen saugen sich groß und dunkel in die meinen, in schwerer Frage. Komm an meine

passieren und schließt sich geräuschlos hinter uns. Und ein neuer See nimmt uns auf. Klar und tief und still, wie das Auge der Liebe.

Wir durchfahren sie alle, die sieben Seen, und jeder dünkt uns schöner, als der, den wir eben geschaut. Das ist so Menschenart.

Nun aber gleiten wir langsam hinüber auf die Bahn des Flusses. Willig nimmt er unser Boot auf seinen breiten, glatten Rücken und trägt uns sanft dahin.

Herrlich ist es, dieses sanfte, stille, lautlose Gleiten. Rechts und links neigen sich grüßend



Masuren: Partie am Veldahnsee

Brust, du mein Liebste. Es ist uns Menschen nicht gegeben, ans Ziel zu gelangen. Immer reißt uns die Erde zurück. Aber es ist ein seliges Glück, zu zweien den Flug in den Himmel zu wagen.

Der Schrei des Adlers schrillt durch die Luft.

Ich fasse die Ruder und treibe das Boot rauschend durch die Flut. Könntest du dich in den Lüften wiegen, wie der Adler dort oben, Liebste, so sähest du wohl, daß unser See nicht allein in der Weite des Waldes träumt. Sieben Seen reiht der Fluß aneinander, wie schimmernde Perlen auf grünem Samt. Sieh nur, dort öffnet sich der raschelnde Vorhang des Schilfses, die undurchdringlich scheinende Mauer der Bäume schiebt sich wie Torflügel auseinander, läßt uns

die hohen Bäume, das Schilf an den Ufern raunt und flüstert. Seerosen wiegen sich leise auf ihren breiten Blättern, und zierliche Libellen flattern von Blüte zu Blüte. Fischlein huschen durch die klare Flut, und auf ihren schnellen Leibern blüht und glitzert es wie von Diamanten.

Wir lassen uns fragen und träumen.

Ist die Fahrt schon zu Ende? Eine Brücke spannt ihr Joch über den Fluß und aus der Ferne rauscht ein Wehr. Die Menschenwelt pocht mit harter Faust an das Tor unserer Einsamkeit.

Hier laß uns aussteigen. Lebe wohl, Traumland! Blicke noch einmal dorthin zurück, Liebste, woher wir gekommen sind. Heilig sei dir der Tag. Du bist heute bei Gott zu Gast gewesen.

Kopernikus ein Deutscher

Von Franz Buchholz, Braunsberg

Was Geistesheroen in dem hehren Reiche der Wissenschaften und Künste geschaffen haben, ist köstliches Gemeingut der menschlichen Kultur. Unverlierbar steht ihr gigantisches Erbe durch die Jahrhunderte, richtunggebend und wegweisend, mit Sonnenkraft leuchtend und wärmend, und in ehrfurchtsvoller Verehrung huldigen ihren Manen alle Kulturvölker bis in die fernsten Zonen und zu den fremdesten Zungen. Mit

Volksgenossen. Und während die Deutschen, fruchtbar an strahlenden geistigen Führergestalten, mit dem erhebenden Gefühl ruhiger, sicherer Besitzfreude zu ihrem ostmärkischen bahnbrechenden Forscher empor schauen, ringen die Polen um so leidenschaftlicher um Kopernikus, als es ihnen an dem Himmel der Wissenschaft an Sternen erster Ordnung mangelt. Und das, obwohl Leben und Wirken des kühnen



Masuren: Veldahnsee mit Königseichen

berechtigtem Stolz schaut aber jene Nation auf das Genie, die sich rühmen kann, aus sich heraus der Menschheit eine Führerpersonlichkeit geschenkt zu haben, und hier und dort entbrennt gar ein hitziger Rivalitätsstreit, indem mehrere Städte oder Länder in edlem Wettstreit auf denselben großen Geist als ihren Sohn Anspruch erheben.

So wogt seit alters ein unentscheidbarer Kampf um den Geburtsort des mythischen ionischen Sängers Homer, so fordernten lange neben Genua auch andere italienische Orte den wagemutigen Entdecker Columbus als den Ihrigen für sich. Aber das Besitzrecht an dem bahnbrechenden Astronomen Nikolaus Kopernikus streifen sogar Nationen: Deutsche und Polen pochen in gleichem Stolz auf ihren großen

Astronomen in befriedigender Klarheit vor uns offen liegen.

Thorn, die alte deutsche Hansestadt, ist im Jahre 1473 seine Heimat, das stillverträumte Hafsstädtchen Frauenburg im Jahre 1543 sein Grab. Und zwischen diesen beiden Schicksalspolen bewegt sich sein irdisches Wallen. fernab dem kulturarmen Preußen umfängt ihn in der Jugend der gelehrte Zauber des Humanismus an der Krakauer Universität, wo er in dem ausgezeichneten Mathematiker Albert Brudjewski den rechten Lehrer findet, genießt er fast zehn Jahre hindurch die heitere Sonne Renaissance-Italiens, wo er in Bologna, Padua und Ferrara in faustischem Drang an allen Fakultäten studiert, wo er im Jubeljahr 1500 zu Rom in seinen astronomischen Vor-

tragen einen hervorragenden Hörerkreis um sich sammelt. Bis er 33jährig, welterfahren, wissenschaftlich, in das nordische Heimatland zurückkehren muß, mit jenem bohrenden, nicht zu beschwichtigenden Zweifel an dem ptolemäischen Weltbild im Herzen, der erst nach langem einsamem Grübeln und Sinnen, nach hingebender, stiller Beobachtung des gestirnten Himmels seine befreiende Lösung finden soll. Innerlichste, fruchtbarste, köstlichste Forscherarbeit, obwohl ihn eine vielgeschäftige Berufstätigkeit aufs realste in Anspruch nimmt. Auf die sechs ruhigen Heilsberger Jahre, die er mehr als Vertrauter denn als Leibarzt am Hofe seines bischöflichen Oheims Lukas Waselode verlebt, den er

gelegentlich zu den preussischen Landtagen und polnischen Reichsversammlungen begleitet, folgen dreißig bewegtere Jahre im Dienste des ermländischen Domkapitels. Ähnlich wie den Staatsminister

Goethe bringt ihn sein Amt als ermlän-

discher Domherr „in eine engweite Situation, wo die mannigfaltigen Fasern seiner Existenz alle durchgebeizt werden können, wo die Seele, erklungen vom Druck der Geschäfte, um so freier spielt und des Lebens genießt“. Vier Jahre verwaltet er auf dem Allensteiner Schloß als Statthalter des Frauenburger Domkapitels dessen Güter in den Ämtern Allenstein und Mehlsack und behauptet sogar im Reiterkriege mit Erfolg seine Burg gegen die Angriffsabsichten des Hochmeisters Albrecht. Nach dem Tode des Bischofs Fabian von Lohainen (1523) führt er ein halbes Jahr hindurch als General-Administrator des Bistums in Heilsberg mit fester Hand die Zügel der Landesregierung. In der übrigen Zeit ist der weisevolle Frauenburger Domhof seine Stätte, sein bescheidener Wohnturm Studierstube und Observatorium. Wenn ihn nicht schwierige

Auseinandersetzungen mit dem Orden oder Polen, die Verhandlungen der preussischen Landtage als Vertreter des ermländischen Domkapitels immer wieder zu Reisen nötigen. Hört man doch mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Stimme des ebenso gelehrten wie erfahrenen Domherrn, der nicht nur die Geheimnisse des nächtlichen Himmels zu ergründen vermag, sondern selbst über die Verbesserung der preussischen Münze in dem damaligen Valutaeland ein sachkundiges Gutachten zu geben weiß. Neben kleineren Dienst- und Revisionsreisen in den Grenzen seines Bistums führt Koppernikus überdies sein ärztlicher Nebenberuf häufig aus seinem Frauenburger Idyll fort. Am

häufigsten in die Bischofsresidenz Heilsberg, wenn der ermländische Landesfürst von ernster Krankheit befallen ist, aber auch zu seinem intimen Freunde, dem Bischof Tiedemann Giese in Löbau, oder nach Königsberg, wenn



Masuren: Niedersee bei Rudzanny

Herzog Albrecht bei seinen Ärzten keine Hilfe mehr findet. Bis dann dieses inhaltreiche, segensvolle Leben im biblischen Alter langsam erlischt, durch das eben erschienene Standardwerk „De revolutionibus orbium caelestium“ sich an der Pforte des Todes den Ruhm der Unsterblichkeit sichernd.

So in großen Zügen der äußere Lebensgang des preussischen Astronomen. Um den nun die Polen werben: Habe doch seine Geburtsstadt Thorn, sein Arbeitsfeld, das ermländische Bistum, seit dem zweiten Thorner Frieden des Jahres 1466 zum polnischen Königreich gehört. Stamme er doch aus einer polnischen Familie, die lange in Krakau angelesen gewesen sei, deren deutschfeindliche Gesinnung namentlich im Städtekrieg klar zutage getreten sei; habe doch Koppernikus selbst durch Wahl der Krakauer Universität sein polni-

sches Volkstum offen bekannt. Und solchen Behauptungen wird durch nationalpolnische Verherrlichungen des gefeierten Astronomen, wie sie die Kopernikus-Denkmäler in Krakau und Warschau oder die historischen Gemälde eines Matejko oder Lessno darstellen, der nötige Nachdruck gegeben.

Schreiten wir zu einer kritischen Prüfung dieser polnischen Argumente. Soviel ist allerdings richtig, daß Westpreußen und Ermland im Jahre 1466 sich dem polnischen König unterstellt hatten, also rechtlich zum polnischen Staatsverband gezählt werden durften. Gleichzeitig betrachteten sich diese Gebiete aber auch als Glieder des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und genossen mit eigenem Landtage, eigenem

Recht und eigener Verwaltung eine weitgehende Autonomie, bis der polnische Reichstag im Jahre 1569 den gewaltsamen Bruch der freien preussischen Verfassung herbeiführte. Im weiteren rein

politischen Sinne könnte also Kopernikus als Pole bezeichnet werden. Aber diese zufällige lose politische Gemeinschaft kann den großen Denker noch keineswegs zum polnischen Heros stempeln. Wie die Polen auch schwerlich einräumen würden, daß ihr bekannter Romanschriftsteller Sienkiewicz deshalb, weil er im politischen Staatsverbande Rußlands geboren wurde und lebte, als Russe anzusprechen wäre, oder der berühmte Komponist Chopin als Franzose, weil er in Paris wirkte und starb.

Es müßte denn die These stimmen, daß Kopernikus einer polnischen Familie entstammte. Da ist nun eben der Breslauer Altbürgermeister Dr. Georg Bender in einer eingehenden, fleischschürfenden wissenschaftlichen Untersuchung über „Heimat und Volkstum der Familie Kopernik“*) zu

dem Ergebnis gekommen, daß die Familie Kopernik eine deutsche ist und aus dem Dorfe Koppernig bei Neißestamm, dessen Kirchenpatron der hl. Nikolaus ist. Der ursprünglich slawische Ort, dessen Name soviel wie Dill- oder Fenchelgarten bezeichnet, ist schon zu Ende des 13. Jahrhunderts durch deutsche Kolonisten germanisiert worden, was schon die unpolnische Schreibweise des Dorfnamens, dreifach mit doppeltem p und meist auch verdoppeltem Endkonsonanten, beweist. Zudem wird im 14. Jahrhundert die deutsche Volksprache der Dorfbewohner ausdrücklich hervorgehoben. Wohl im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts ist ein Vorfahr des Astronomen nach Krakau gezogen, das zwar die



Masuren: Düßsee mit Philippenkloster

Hauptstadt Polens war, aber in Rat, Gericht und Bürgerschaft, Verfassung, Recht, Sitte und Sprache eine überwiegend deutsche Stadtgemeinde war, wovon ja die mittelalterlichen gotischen Bauten der Stadt bis auf den heutigen Tag ein untrüg-

liches Zeugnis ablegen. Niklas Kopernik, der Vater, und wahrscheinlich auch schon der Großvater des Astronomen waren in Krakau angesehene deutsche Kaufherren. Trotzdem finden wir Niklas im Jahre 1458 in Thorn, wohin er nach Benders Vermutung unter dem antideutschen Druck der polnischen Junkergesetzgebung übergedieft sein soll.

Die Einwohner von Thorn waren damals nach Bender zu neun Zehnteln und in den oberen Ständen völlig deutsch. Gegenüber den falschen, tendenziösen Feststellungen des jüngst verstorbenen Wahlpolen von Winckler-Ketrzynski aus Lössen weist Bender in einem besonderen Exkurs nach, wie fehlerhaft dessen Verarbeitung der einschlägigen Thorner Urkunden und wie parteiisch-gefärbt seine Folgerungen und Behauptungen sind. Den Polen wird es nicht schwer

*) Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. 27. Band. Kommissionsverlag Ferd. Hirt, Breslau, 1920. 60 S. 3 M.

fallen, an das heutige Wilna zu denken, wo das kulturell höher stehende Polentum das eingeessene Litauertum völlig in den Hintergrund gedrängt hat und die Stadt beherrscht. Ebenso überlegen war damals das Deutschtum in Thorn dem Polentum, das schwerlich für „salonfähig“ galt und sich nur auf die niederen Volksschichten beschränkte.

Niklas Koppernigk heiratete nun in Thorn die Tochter Barbara des Schöffenmeisters Lukas Wagenrode, der zu einer in der Weichselfstadt alteingesessenen deutschen, vielleicht aus Westfalen eingewanderten Patrizierfamilie gehörte. Der einflußreiche, begüterte Schöffenmeister

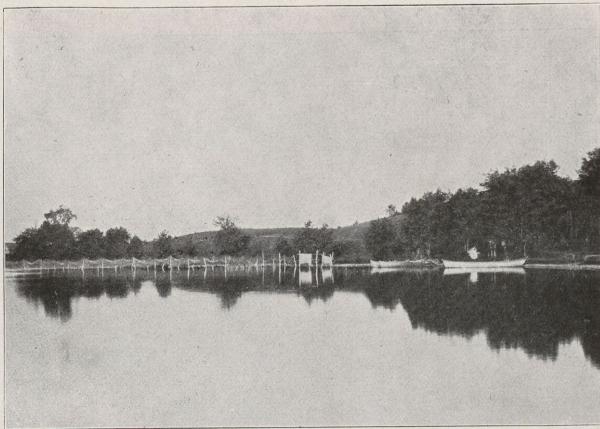
Wagenrode spielte freilich seit der Gründung des preussischen Bundes (im Jahre 1440) bis in den verhängnisvollen dreizehnjährigen Städtekrieg (1453—1466) hinein in der Bewegung, die sich gegen die Ordensherrschaft richtete und den Anschluß an das polnische

Königtum erstrebte, mit einer führenden Rolle. Aber diese politische Parteilstellung war in jener Zeit, wo die nationalen Gegensätze noch weniger in die Erscheinung traten und durch die Einheit des katholischen Glaubens gemildert wurden, keineswegs als Verrat am Deutschtum gedacht; sie entsprang vielmehr wirtschaftlichen Interessen und politischen Selbständigkeitsgelüsten. Das selbstbewußte Großbürgertum der reichen preussischen Hansestädte wollte sich nicht mehr von dem in innere Auflösung verfallenen Ritterorden in seine Geschäfte hineinreden lassen, der in seiner Ehre gekränkte Landadel wollte nicht mehr länger von einer landfremden Aristokratie bevormundet werden; das weiträumige, wenig gefestigte Polen schien ihnen größere Freiheiten und Rechte zu bieten. Daher die folgenschwere Loslösung vom Ordensstaate. Aber über den entsetzlichen Greueln und Verwüstungen des

langjährigen Städtekrieges sind manchem selbstsüchtigen, kurzfristigen Politiker die Augen aufgegangen. Als Wagenrodes Schwiegersohn Hans Jelin und sein naher Verwandter Georg Lodil als Ordensanhänger von der polnischen Partei getötet worden waren, als das Brennen und Morden immer kein Ende nehmen wollte, vollzog der Thorner Schöffenmeister einen politischen Kurswechsel und regte sogar im Landtage ein Ultimatum an den polnischen König an.

Auf derselben unhistorischen Verwechslung völkischen und politischen Habers beruht auch das polnische Argument, Bischof Lukas Waghelrode, der Oheim unseres Astronomen,

habe in seiner ordensfeindlichen Politik sein Polentum bekundet. Gewiß charakterisiert die Regierung dieses ermländischen Bischofs eine immer schroffer werdende Haltung zum deutschen Orden; aber wie wenig er, der doch als Kandidat der preussisch-deutschen Partei gegen die Ab-



Masuren: Am Ufer des Mauersees

sichten der polnischen Krone erwählt worden war, ein Pole war, kennzeichnet schon allein die Tatsache, daß er als Student in Bologna Vorleser der deutschen Landsmannschaft war.

Kann also die Familie unseres Astronomen weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite zum polnischen Volkstum gerechnet werden, — dabei sind diesem und jenem Familienmitgliede bei der unerfreulichen politischen Stellung Westpreußens und des Ermlandes ordensfeindliche und polenfreundliche politische Gesinnungen und Betätigungen nicht abzusprechen, — so läßt sich auch aus dem Besuch der Krakauer Universität durch Koppernikus sein polnisches Volkstum oder Nationalbewußtsein nicht erweisen. Verwandtschaftliche und geschäftliche Beziehungen seiner Familie waren es vor allem, die den jungen Thorner Scholaren nach der Weichseluniversität führten,

die damals wegen ihrer Pflege des Humanismus und namentlich der mathematisch-astronomischen Studien einen ausgezeichneten wissenschaftlichen Ruf genoß. Das Hochschulleben war dort bei lateinischer Vortragsprache international, die Umgangssprache der eingeeffenen Kaufmanns- und Aristokratie, zu der auch der Schwager des Nikolaus, Barthel Gertner, gehörte, deutsch. Wenn man nun wohl annehmen darf, daß Kopernikus von Thorn und Krakau her eine gewisse Kenntnis des Polnischen besessen haben muß, so läßt sich doch nicht mit Sicherheit behaupten, daß er diese vom damaligen lateinisch-deutschen Bildungsstandpunkt als minderwertig betrachtete Sprache völlig beherrschte. Jedenfalls ist

in dem ziemlich reichen schriftlichen Nachlaß des Frauenburger Domherrn nicht eine einzige polnische Zeile vorhanden. Ebenso haben wir nicht nur kein Zeugnis dafür, daß sich Kopernikus als Pole fühlte, sondern im Gegenteil lassen sich meh-

re gewichtige Argumente dafür beibringen, daß er, der von deutschen Vorfahren abstammte, sich als Deutscher fühlte.

Am deutlichsten offenbart sich uns Kopernikus' völkisches Bekenntnis in Bologna, wo er im Herbst 1496 als Jurist immatrikuliert wird. In dieser Hochschule bestanden außer anderen Landsmannschaften eine deutsche und eine polnische. Erstere verlangte als Vorbedingung für die Aufnahme die deutsche Muttersprache. Wenn nun der Thorer Patriziersohn dieser deutschen Nation beitrifft und nicht der polnischen, so ist damit der klarste Beweis seines deutschen Volksbewußtseins erbracht.

Bezeichnend für die nationale Stellung unseres Nikolaus Kopernikus ist auch das Verhalten seines älteren Bruders Andreas, der ebenfalls ein ermländisches Kanonikat innehatte. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in

Rom verfolgt Andreas bei der Kurie mit großer Entschiedenheit das Stempelrecht seiner Vaterstadt Thorn gegen die Angriffe des Bischofs von Plock. Hatte er sich schon dadurch das lebhafteste Mißfallen der Polen zugezogen, so geriet er bei der Wahl des ermländischen Bischofs Fabian von Lohainen (im Jahre 1512), die gegen den Willen der polnischen Krone erfolgte, in so scharfen Gegensatz zu König Sigismund von Polen, daß dieser gegen ihn in einem besonderen Schreiben die heftigsten Vorwürfe erhob, weil er in undankbarer Verwegenheit sich unterfangen habe, beim apostolischen Stuhle gegen die polnischen Ansprüche zu arbeiten.

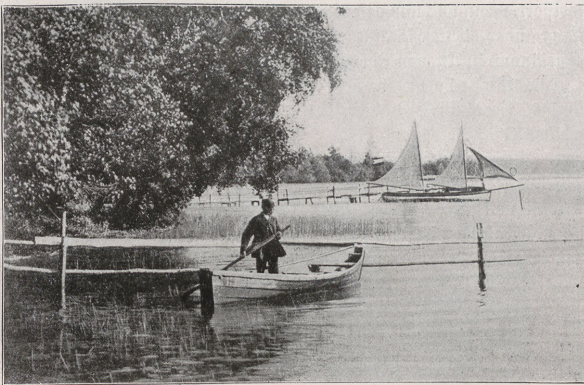
Auch Nikolaus Kopernikus hatte bei der Wahl des Bischofs Fabian in Wahrung der preußisch-deutschen

Rechte des ermländischen Kapitels dieselbe antipolnische Haltung eingenommen.

Deshalb brachte er auch der späteren polnischen Bischofskandidatur des Johannes Dantiskus, die

die sicheren Aussichten seines Freundes Tiedemann Giese vereitelte, eine kühle Reserve entgegen.

Das Bistum Ermland, in dem Kopernikus fast 37 Jahre als Domherr wirkte, war damals trotz der polnischen Staatszugehörigkeit ein rein deutsches Kolonialland und blieb es selbst dann noch, als seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine allmähliche Polonisierung einsetzte, die freilich nur in der Südecke tiefere Wurzeln faßte. Deutsch waren bisher die Bischöfe, die sich selbst noch in späterer polnischer Zeit mit Stolz als Fürsten des Deutschen Reiches bezeichneten, deutsch das Domkapitel, das mit Entschiedenheit immer wieder seine deutschen Rechte verteidigte, deutsch die Bevölkerung des Bistums, deutsch in Abstammung und Sprache, Recht und Verwaltung, Sitten und Gebräuchen. Ebenso deutsch dachte, sprach und fühlte Kopernikus, dessen Haushälterin Anna



Majuren. Mauersee: Insel Upalten mit Landungssteg

Schillings aus Danzig, eine entfernte Verwandte, ebenfalls eine Deutsche war. Deutsch war nicht zuletzt der Mathematikprofessor R h e t i c u s , der auf die Kunde von den neuen astronomischen Ideen von Wittenberg nach Frauenburg geeilt war, um sich von dem greisen Meister in sein weltbewegendes System einführen zu lassen und ihm sein lange zurückgehaltenes astronomisches Lebenswerk zur Veröffentlichung abzurufen.

Gewiß ist Kopernikus weder ein nationaler deutscher Heißsporn noch ein Polenhasser gewesen. „Der Gegensatz der katholischen Völker des Mittelalters wurde überall gemildert durch die Gemeinsamkeit von Kirche und Gelehrtensprache; er bewegte sich in milderer Formen wie heute.“ Aber sein deutsches Fühlen wird doch untrüglich charakterisiert, wenn wir ihm gelegentlich die Bemerkung über den Feldzug des deutschen Königs Ferdinand in Ungarn (im Jahre 1537) ablauschen: „Die U n s r i g e n , d. h. die Truppen des Königs Ferdinand, haben bei Kaschau wacker gekämpft.“ . . .

Dem Einsichtigen, Unbefangenen wird das beigebrachte Tatsachenmaterial genügen, um sich ein Urteil über die Nationalität des unsterblichen Astronomen zu bilden. Und wenn wir uns auch als Deutsche freuen, daß die Polen dem großen

Denker eine besondere Verehrung erweisen, wenn wir ihre Huldigung vor seinem Thorner Denkmal an seinem vorjährigen Geburtstag an sich wohl billigen könnten, so müssen wir doch nachdrücklich Verwahrung dagegen einlegen, daß sie ihn als Nationalheros in Anspruch nehmen, daß sie der offenkundigen geschichtlichen Wahrheit Gewalt antun. Mögen sie ihn p o l i t i s c h zum Angehörigen ihres ehemaligen Staatsverbandes rechnen und aus diesem Grunde preisen und verherrlichen, sein deutsches V o l k s t u m nach Abstammung, Sprache, Gesinnung und Lebensart s t e h t f e s t und läßt sich selbst von der geschicktesten Sophistik nicht hinwegdisputieren.

Zur Zeit des Kopernikus milderte die universale, völkerumspannende Einheitsidee des Katholizismus, die internationale lateinische Gelehrtensprache die Gegensätze der Nationen. Sollte nicht in unseren haßerfüllten, leidenschaftlich erregten Tagen die gemeinsame Verehrung des großen Astronomen, der darin zum Ausdruck kommende H u m a n i t ä t s g e d a n k e die ausgewählten Wogen des nationalen Kampfes besänftigen und den auseinander angewiesenen Deutschen und Polen den Frieden bringen, der beiden Nachbarvölkern zum Heile gereicht? . . .

Die Pest. 1709

Nach einer masurischen Volkslage

In des Sees bleisarbene Bucht geschmiegt,
in lassendem Schlummer das Städtchen liegt. . . .

Der Mond, der silbern die Nacht durchschnitt,
blaß hinter den Kiefern ins Dunkel glitt. . . .

Da . . . zuckt's nicht wie fahler Wetterchein?
Horch! knackt's nicht wie morsches Totengebein?

Und es reckt sich und streckt sich und gleitet
und schwebt,
aus den Weiden am Ufer gespenstig sich's hebt:

Verweist das Gesicht, besleckt das Gewand . . .
Und knochendürr die gereckte Hand . . .

Das wandt durch die Straßen, Gass' ein und
Gass' aus
und pocht an die Läden in Hütte und Haus

und pocht und klopft mit klappernder Hand,
bis vom Lager erschreckt der Schläfer erstand.

„Schlaff ihr?“ so fragt es,
„schlaff ihr denn noch?“ —

„Wir schlafen! Zum Henker,
gebt Frieden doch!“ —

„So schlaff denn“, krächzt's heiser, „in Ewigkeit!“
Und in tonloser Stimme schrillt Totengeläut.

Doch wo die Antwort: „Schlaf ist uns fern,
wir beten und loben Gott den Herrn!“

Da jubelt's, wie Lerchen zur Frührosetzeit:
„So lobt ihn in alle Ewigkeit!“

Und sie grüßen in Frieden den jungen Tag,
Dank ist hinfort ihrer Herzen Schlag;

denn die anderen . . . schlafen stumm und fest.

Sie würgte gierig . . . die Mörderin . . . Pest.

Karl Plenzat, Königsberg

Der Bürgermeister

Skizze aus einer kleinen Stadt

Von Karl Herbert Kühn

Das einzige Haus in der Zundergasse, die geraden Wegs in den Kirchturm läuft. Ein Zweifloß mit Satteldach. Grau, ehrwürdig, fast verstaubt in Schlaf und Behaglichkeit. Es ruht im Schatten, dem Marktplatz zugewendet, über dessen Viereck die Sonne eines warmen Sommermittags schimmert. Über die Dächer husschen Schwalben hin.

Die schwere, mit kostbarem Eisen beschlagene Haustür weicht in den Flur zurück. Eine mächtige Gestalt tritt heraus, nicht eben allzu sehr in die Höhe, doch markig und ewig in die Breite gewachsen, im dunklen Langrock, ein samtenes Barett auf dem immer noch üppig gelockten braunen Haar; darunter ein Luthergesicht mit großen, in Kraft und Strenge leuchtenden Augen: der Bürgermeister dieses Sollaun. Gemessener Schritte steigt er die Stufen zur Gasse herunter und wendet sich zum Marktplatz. Ein paar Kinder grüßen ihn ehrerbietig tief.

Adam Frieße nickt, kurz, wenn auch nicht unfreundlich.

Nachdenklich schreitet er durch den Sonnenschimmer auf das Rathaus zu, das mitten auf dem Markte, wie das Herz dieser Stadt, liegt. Seit zehn Jahren steht Frieße dieser ausblühenden Gemeinde vor, ein Sohn schlichter Zimmerer, ein Sohn harter Not. In seine Kinder- und Knabenjahre hat wenig Licht gelächelt, aber ein starker Ehrgeiz hat ihn über alle Hemmnisse fortgerissen. Selbst, als sein Vater starb, gab Adam Frieße, der damals Zweundzwanzigjährige,

keinen Fuß breit seiner Pläne auf. Mit gesteigertem Eifer klammerte er sich an die Erfüllung seines brennendsten Wunsches, ein Führer in seinem Volke zu werden, gleich, an welcher, nur an einer unabsehbar in die Weite wirkenden Stelle. blieb ihm auch das Studium versagt,

— der Beutel war mager, — so hatte er doch als Stadtschreiber nicht nur die Stunden vor das Pult hingesessen, seine traurigen paar Wagen für sein Brot zu verdienen, sondern hatte der Abende und der Nächte viel Bücher, viel ernste und schwere, bis auf die letzte Seite zerlesen und in Gesprächen mit dem Superintendenten seinen Gesicht- und Beurteilungskreis über die Grenzen der Enge um ihn hinaus geweitet. Bei vielen Gelegenheiten war dann der damals wie heute noch ebenso Stille wie ein strahlender Lichtträger in seiner Vaterstadt hervorgetreten und hatte sich in Tau und Lenz schon die Achtung und den Dank der Bürger erworben. Daß die



Aus dem Burghofe in Rössel

ihn dann vor zehn Jahren — nicht eine Stimme fehlte für ihn — zum Haupt der Stadt wählten, das erschien Adam Frieße wie die Erfüllung einer berechtigten Forderung an das Schicksal. Jetzt stand er als Führer der Tausende, die ihm vertrauten, jetzt konnte er weithin und, wie's ihn bedünkte, unabsehbar wirken. In der Stille, wo es den Einzelnen, mit lauter Stimme, wo es alle anging.

Adam Frieße steht vor dem Rathaus. Die

Rastanien glänzen im Sonnenlicht wie silberne Berge. Und neigen sich zu ihm und schütteln ihm ihr Laub. Aber die kühle, knarrende Treppe steigt er ins Grüne Zimmer, an dessen Wände die Sonne goldene Schrift schnörkelt. Die großen Bilder der verstorbenen Bürgermeister leuchten, die schweireichen Umrahmungen leuchten, die Decke mit der nickelnen Lampenkrone leuchtet. Und dort aus dem Glaschrank, zwischen den geballten Äkten leuchtet der goldene Pokal, den einst ein fürstlicher Gast den Sollaunern geschenkt hat, der Pokal für den Ehrentrunk hoher Gäste, das Kleinod der Stadt. Friesen geht stolz durch das Zimmer und tritt an das Fenster. Ein Blick in die Häuser und, er fühlt's, in die Herzen. Sie hängen an ihm. Und er hat noch Gewalt über sie, trotz der finsternen Schatten, die aus der Tiefe der Unzufriedenheit mit Staat und Besitzung auch in Sollau heraufsteigen. Wer will wider ihn aufstehen und ihn Unrechts anklagen?

Friesen wehrt kräftig mit der Hand durch die Luft ab. Dann durchzuckt es ihn plötzlich. Seine Pulse schlagen rasch. Er steigt über die schmale Stiege in den Turm hinauf, hoch auf die letzte Platte hin und stützt sich, aus der Tiefe atmend, erhobenen Blickes auf das niedere Geländer. Der Turm ragt hoch und spitz in die Höhe auf. Nur der Turm der Protestantenkirche steigt dem Himmel näher zu. Und von der Platte des Rathhausturmes fliegt der Blick frei in das Land hinein, über die Dächer und Gassen, über Fluß und Gärten hin. Hier breitet sich sichtbar aus, was der Fleiß und der Segen schuf, hier breitet die Freude dem Beherrscher seine Macht aus. Und die schwellenden Felder dort hinten bei Moosensfeld und Moosensfeld selbst und den Wald dabei und die reichen Lindau und Achenthal, die dazu, die alle will Friesen noch in die Sollauner Grenzen ziehn. Ja, er will nicht in den Landtag,

er steht über den Parteien, er will nicht unter hunderten nur einer der vielen sein, er will hier der Eine, der Erste bleiben, der die Pflicht und Verantwortung für Tausende trägt, aber auch die Freude der Befriedigung und die Ehre der Achtung findet, der Herr im Hause ist, dessen Wort gilt. Seine Schultern sind stark. Die tragen noch mehr.

Friesen Augen leuchten lob. Weit in das Land. Die Brust hebt sich. Sie atmet tief und schwer, doch warm und gewiß. Die Sonne spielt über das samtene Barett und webt es wie Gold hinein. Vom Kirchturm schlägt's drei. Der Marktplatz belebt sich. Auch die Tür im Rathaus gerät nicht mehr, ins Schloß zu fallen. Da steigt Friesen zurück. In das Grüne Zimmer. Er tritt mit Würde ein, gemessener Schritte, Hoheit in den Zügen, im Gruß an die ehrerbietig sich verneigenden Bürger, schlichte, ehrliche Herzlichkeit.

* * *

Sie haben einen Friedensgeschloß, der Landesherr Sollaun und der polnische König. Der Landesherr Sollaun hat den Krieg verloren, einen kleinen Krieg, der die Sollauner nichts anging. Doch die blühende Stadt, die nächste seiner Grenze,

hat die Eier des Siegers unwiderstehlich gereizt. Er hat Sollaun als Preis gefordert, und der mutlose Besiegte hat den herrlichen Landstrich mit einem Federstrich verkauft. Verratenes Sollaun, wehflammende Not!

Adam Friesen ruht Tag und Nacht nicht. Er sendet die Stadtwebel durch alle Gassen und in die Häuser hinein, er ruft und ruffet alle Bürger auf den Marktplatz zusammen. Dort steht er auf der obersten Stufe der Rathaustrampe wie ein Erzener. In Jörn flammend, die Fäuste hoch in den Himmel hinaufgeballt, mit der Stimme der Erweckung wie ein Vergeltender ruft er ins Volk hinein: „Bewaffnet euch!



Ermländische Frauentracht

Wehrt euch! Erhebt euch! Ich führe euch. Der König verrät uns. Aber Gott, der verläßt uns nicht. Wir bauen auf ihn, auf das Recht und auf unsre Kraft. Hier stehe ich. Ich rette euch. Was nützt euch das Leben, wenn die Freiheit genommen ist? Und achtet ihr die Ehre eurer Stadt für nichts? Der Vertrag ist ein Felsen. In den Dreck mit ihm! Ich achte ihn nichts. Wir bestehen auf dem Recht, auf dem Recht des Volkes, das seine Ehr' nicht verschachern läßt! Ihr hört mich, Bürger! Wer's ehrlich meint, folgt mir!"

Die Bürger brausen wie Wettersturm auf. Sie rüsten sich, scharen sich, besetzen die Grenzen. Frieße Stunde für Stunde unter ihnen, anfeuernd mit der Glut seiner ehrlichen Überzeugung. Die Polen rücken mit einer Heeresmacht heran, die groß genug, vier Armeen zu zer schlagen. Die Sallauer ziehen sich langsam auf die Stadt zurück. Der eigene König hat ein Korps entsandt, die „sinnlosen Ausführer“ zur Besinnung zu schrecken.

Frieße läßt die Glocken zum Gebet läuten, kniet selbst vor dem Altar, Erbarmen zu flehen. Dann stürmt er, den Kelch in der Hand, in die schon vom Kampf durchwüthete Stadt hinein, dorthin, wo die Schläge am schwersten fallen, wo

heißeste Noth am erbittertsten ringt. Die Bürger müssen weichen, müssen tiefer zurückgehn. Viele sind ihrer nicht mehr. Aber vorn unter ihnen feuert Frieße wie ein Verzweifelter in die Polen hinein. Den Kelch hat er um seine Hüften gebunden. Das Barett wird ihm vom Kopf geschossen. Endlich sind die Polen auf den Marktplatz vorgedrungen. Der Widerstand bricht zusammen. Die Stadt ist überwunden. Brennt lichterloh. Nur aus dem Rathaus schießt's immer noch. Unaufhörlich. Aus einer einzigen Flinte noch. Kartätschen aufs Dach! Das Dach stürzt ein. Der Turm sinkt in die Trümmer, die zwischen den zer schlagenen Kasernen bis in die Nacht hinein rauchen. Jetzt schweigt auch die letzte Flinte.

Nächste Nacht. Treue Bürger ziehen unter den Trümmern des Rathauses die Leiche ihres Adam Frieße hervor und tragen sie heimlich, auf Umwegen, fast scheu, auf den verfallenen Friedhof hinter den Obstgärten am Pfarrhause, sie im matten Mondlicht still zu betten. Der Pfarrer kommt über den Kirchbaumsteg durch eine Hintertür seines Gartenzaunes an die Gruft und segnet die Leiche ein. Das Grab wird namenlos liegen gelassen. Sie befürchten Rache-revel, wenn Kreuz oder Stein die Stätte bezeichnen.

Masurisches Volkslied

In deutscher Nachdichtung von Karl Plenzat

„Will in Eil' ein Birkenbäumchen werden,
Wurzeln schlagen in der Heimat Erden!

Nimmer, nimmer will ich dein,
immer, immer Mädchen sein!"

„Dann werd' ich mit scharfem Beil dich fällen,
dich vor meiner Kammer Fenster stellen!

Sollst und mußt die Meine sein!
Immer, immer denk' ich dein!"

„Will als Fischlein flink durchs Wasser schießen,
dir entfliehen, mag's dich auch verdrießen:

Nimmer, nimmer will ich dein,
immer, immer Mädchen sein!"

„Ist manch' Hechtlein mir ins Netz gegangen,
werd' ich auch ein Zaubersfischlein fangen:

Immer, immer denk' ich dein,
sollst und mußt die Meine sein!"

„Will als Buchfink in die Luft mich schwingen,
mich in Wipfeln wiegen, hell von Freiheit singen:

Nimmer, nimmer will ich dein,
immer, immer Mädchen sein!"

„Dann werd' ich als Falke dich erjagen,
dich ergreifen und zum Brautbett fragen:

Immer, immer sollst du mein,
Weib und Liebste und mein Eigen sein!"

„Mutter, ach, ich kann ihm nicht entfliehen,
will mit ihm denn in sein Dörflein ziehen:

Eine Braut hast du im Haus,
send' die Hochzeitsbitter aus!"

Die Schlachtfelder Masurens

Von Dr. Erich Klein

Schlachtfelder von heutzutage sind nicht das, was Schlachtfelder früher waren. Sehen wir uns die altberühmten Schlachtfelder der Weltgeschichte an: auf engem Raume, unter den Augen des Feldherrn bewegen sich die Truppen hin und her, Meldereiter überbringen die Kommandos, Kugeln verirren sich bis zum Stab, und fast immer kann dem späteren Besucher eine Art „Feldherrnhügel“ gezeigt werden, von dem aus die Schlacht gelenkt worden ist. So manche kleine unbedeutende Örtlichkeit, sei es nun ein

gelangenden Heeresmassen entsprechend, über Hunderte von Kilometern erstrecken und es kaum noch gestatten, überhaupt von einem Schlachtfeld im älteren Sinne zu reden. Dem entsprechen nun auch die Namen, die die Schlachten des Weltkrieges gefunden haben. Es ist kaum noch möglich, sie, wie bis dahin üblich, nach einzelnen Ortschaften zu benennen, sondern ausgedehnte geographische Begriffe wie Landschaften und Flüsse, daneben Zeitangaben usw. müssen zu Hilfe genommen werden.



Holzkirche bei Tannenberg

Dorf, eine kleine Stadt oder auch nur ein Gehöft oder eine Windmühle, ist so zu einem Namen in der Weltgeschichte gekommen.

Heute ist das nicht mehr so. Von der Landkarte aus werden die modernen Schlachten geschlagen, selten einmal begibt sich der heutige Oberbefehlshaber im Auto hinaus, um diese oder jene Stellung selber in Augenschein zu nehmen, das Telephon hat die Meldereiter abgelöst, und es ist eine besondere Ausnahme, wenn es heißen kann, dies oder jenes Gefecht habe sich unter den Augen dieses oder jenes hohen Kommandierenden, wie z. B. die Einnahme Lyckes am 13. Februar 1915 unter den Augen des Kaisers, abgespielt. Die modernen Schlachten sind strategische Operationen, die sich, den zur Verwendung

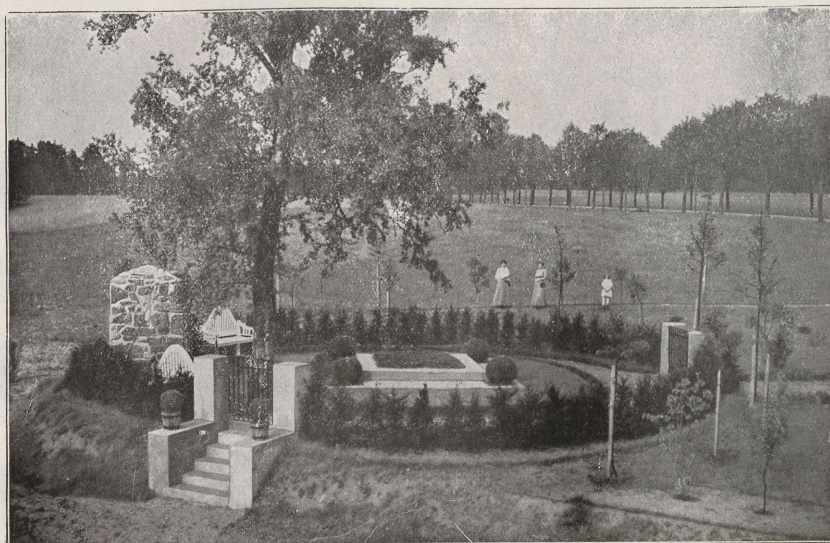
So ist es auch mit den großen Schlachten in Ostpreußen, die man meist unter der Sammelbezeichnung masureische Schlachten zusammenfaßt. Wir sprechen von der Septemberschlacht an den masureischen Seen (1914) und von der Winterschlacht in Masuren (1915), und nur die zeitlich erste dieser Schlachten, die den Namen der Schlacht bei Tannenberg erhalten hat, macht davon eine Ausnahme. Wie in früheren Zeiten üblich, leitet sie ihren Namen von einem der umstrittensten Punkte des Kampffeldes ab. Doch hat es mit diesem Namen eine besondere Bewandnis.

Im Jahre 1410 war der Hochmeister des Deutschen Ordens, Ulrich von Jungingen, bei dem Dörfchen Tannenberg, das zwischen den

beiden Städten Hohenstein und Gilgenburg, östlich von der höchsten Erhebung des Oberlandes, der Kernsdorfer Höhe, liegt, durch die polnische Übermacht erdrückt worden. Die Blüte des Deutschen Ritterordens sank in der Schlacht dahin, und lange Zeit hindurch galt das Tannenberger Feld mit dem kleinen hölzernen Kirchlein, in dem die Gefallenen begraben liegen, als ein trauriges Denkmal deutschen Unterliegens vor der vordringenden Slawenflut. Nun aber trat der kleine Ort unversehens wieder in die Weltgeschichte ein. Wegen des Wald- und Seengeländes, das sich südlich von Allenstein bis zur

Waffenehre geworden war. Hindenburg selber war es, der aus der Erinnerung an das Jahr 1410 heraus die Bezeichnung „Schlacht bei Tannenberg“ prägte, die dann so jubelnde Zustimmung in ganz Deutschland fand.

Ein einziges großes Schlachtfeld ist das ganze Masurenland. Kaum gibt es eine Stadt, kaum ein Dorf, das nicht ein paar Kriegergräber sein eigen nennt. Und doch höchst verschiedenartig sind die Schicksale der einzelnen Ortschaften gewesen. Da gibt es Städte, die von Russen besetzt und wieder verlassen wurden und außer einigen Flintenschüssen kaum eine Spur des



Heldenfriedhof bei Kaltenborn

polnischen Grenze ausdehnt, war es Hindenburg, als er im August 1914 den Oberbefehl im Osten übernahm, nicht möglich, die frontal auf dies Gelände heranmarschierende russische Narewarmee in ihrer Frontlinie anzugreifen; denn die deutschen Truppen hätten in diesem Fall dies gefährliche Gebiet in ihrem Rücken gehabt. Daher ließ man die russische Armee dies Gebiet erst einmal passieren und lenkte gleichzeitig ihre Front seitwärts ab, sodaß sich eine Frontlinie Hohenstein—Tannenberg—Soldau ergab, mit dem Örtchen Tannenberg als ungefährer Mitte. Und damit war auch eine gewisse örtliche Berechtigung vorhanden, dieser neuen Abrechnung mit dem Slawentum denselben Namen zu geben, der einst so verhängnisvoll für die deutsche

Kriege aufzuweisen hatten, die wie Allenstein stumm und still als Kampfsinseln dalagen, Lichtsignale am fernen Himmel aufblitzen und wieder verlöschen sahen und nicht wußten, daß sie eine stumme Rolle in einem gewaltigen Kriegereignisse spielten; es gibt Städte und Ortschaften, die, zwischen den Fronten liegend, bis zum letzten Haus in Trümmer gingen, und es gibt Ortschaften und Gegenden, die nur wie im Vorüberhuschen das Hin und Her dieser eigenartigen Schlacht erlebten und fassungslos dastanden, als endlich das ganze gewaltige Ergebnis vorlag. Jedes Örtchen, jede Seenenge, jede Straße hat da Besonderes zu erzählen, und überall ist das Bild, das diese denkwürdige Drei-Tage-Schlacht biefet, ein anderes.

Da liegt der große Wulpingsee, zwischen Allenstein und Hohenstein. Die Straße nach Süden führt hart am See vorbei. Zu beiden Seiten der Straße, dicht am See liegt das Dorf Dareth. Eine Division bewegt sich gegen die Straße. Es ist Nacht. Da erhält ein gegen Dareth vorgehendes Bataillon Infanterie- und Maschinengewehrfeuer auf ganz nahe Entfernung, vielleicht 200 oder 300 Meter. Man weiß sich nicht zurechtzufinden, da erhellt eine Scheune, die von den Russen in Brand gesteckt wird, plötzlich die Lage. Und nun entwickelt sich ein Bild, wie es für so manches Gefechtsfeld in Masuren bezeichnend ist: man erkennt russische Schützenlinien in mehreren Lagen nach dem See hin-

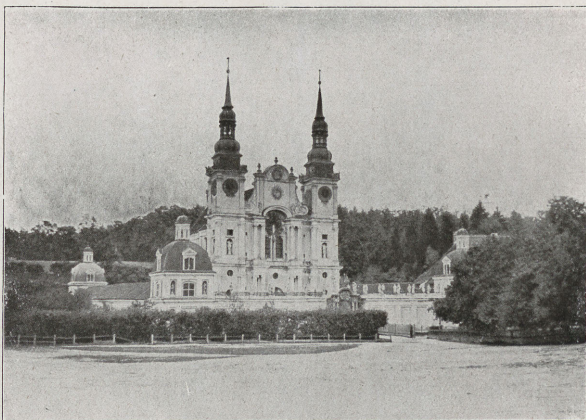
unter, der hinter ihnen gefährlich glühend den Feuerschein widergibt. Und sogleich ist der Entschluß gefaßt: der Russe ist in den See hineinzudrängen. Am nächsten Morgen befinden sich in deutscher Hand mehrere Hundert Gefangene und mehrere Maschinengewehre. Nur wenige Russen sind an dem Seeufer entlang entkommen, ein Teil von ihnen ist nach einer nicht weit vom Ufer liegenden Insel hinübergeschwommen. Neben dem See aber, bis zur Straße hin ist heute geheiligter Boden; da ruhen die Helden unter Hügeln und Kreuzen, Freund und Feind beieinander, und die Wellen des Sees schlagen wie plätschernde Zungen ans Ufer, als hätten sie immer noch zu erzählen von jener Schreckensnacht.

So zerlegt sich eine große Riesenschlacht in eine Reihe einzelner Geschehnisse, und man mußte die Ortschroniken des Masurenlandes sammeln, um ein einigermaßen erschöpfendes Bild von diesem Riesenschlachtfelde zu geben.

In Wäldern, Sümpfen und Seen sei das russische Heer umgekommen, so hieß es, als die ersten Berichte über die Tannenberger Schlacht

laut wurden. Und im Wesentlichen hat sich diese Ansicht auch bis heute noch gehalten. Nun, wer jene Gegenden kennt, der weiß, daß von Sümpfen in jenen verhältnismäßig hochliegenden, sandigen und trockenen Gebieten kaum viel die Rede sein kann. Was reichlich vorhanden ist, ist Wald und See. Und diese haben ja nun gewiß eine wesentliche Rolle im Verlauf der Schlacht gespielt, indem sie die Aufklärung erschwert und die Bewegungen gehindert haben; und wenn darunter auch Freund und Feind gleichermaßen zu leiden hat, so ist es klar, daß ein geschlagenes Heer dadurch in eine Katastrophe kommen kann. Aber eben ein geschlagenes Heer; d. h. also, die Wälder und Seen haben die Katastrophe zwar

beschleunigt und vervollständigt, aber sie haben sie nicht herbeigeführt. Eine moderne Heeresleistung weiß, das hat sich im Verlauf des Krieges öfters gezeigt, noch ganz anderer Bodenschwierigkeiten Herr zu werden als der, wie sie in dem durchaus nicht so unwegsamen



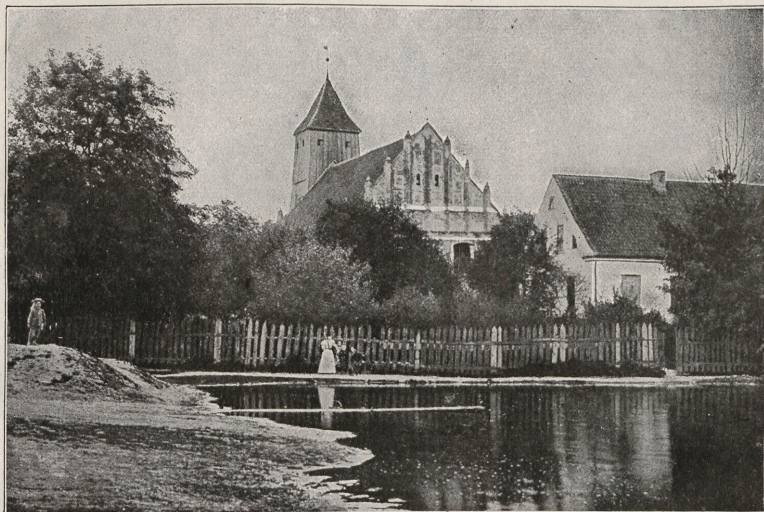
Heiligelinde: Wallfahrtskirche

und unerschlossenen Masuren vorliegen.

Wenn sich nun auch der moderne Großkampf stets über ein ganzes Landschaftsgebiet erstreckt und nicht mehr wie früher von einem einheitlichen Schlachtfelde reden läßt, so gibt es doch in jeder Schlacht gewisse strategische Punkte, in denen sich der Kampf gewissermaßen konzentriert. So waren in der Schlacht bei Tannenberg Hohenstein und Waplit die Schlüsselpunkte des Frontalkampfes, und die Trümmer Hohensteins, das von unserer eigenen Artillerie unter Feuer genommen werden mußte, zeugten noch lange und zeugen zum Teil heute noch davon, daß die Stadt einst Schlachtfeld war. Eine bedeutend wichtigere Rolle aber spielten die strategischen Knoten- und Mittelpunkte, die bei den um etwa eine Woche bezw. einige Monate späteren Kämpfen östlich von der so in die Augen

fallenden sogenannten Angerapplinie, die etwa auch die Grenze zwischen den beiden Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen abgegeben hat, in die Erscheinung traten. Die Verhältnisse in dem Seen- und Waldgebiet südlich von Allenstein finden wir hier wieder, aber in weit größerem Maßstabe. Erstreckt sich im Süden von Allenstein der große Plauziger und der Lansker See mit den anschließenden Seen in einer Länge von etwa 25 Kilometer am Oberlauf der Alle entlang, so findet sich hier die Seenkette des Mauer-, Löwentin-, Spirding- und Nieder-

natürliche Fortsetzung in der Angerapp findet, war es denn auch, die in den folgenden Kämpfen um den Besitz Ostpreußens die Hauptrolle spielte. Ein besonderes Ruhmesblatt gebührt dabei der Festung Lötzen, die monatelang dem feindlichen Ansturm trostete, als es sich als nötig erwies, trotz des Septembersieges gegen Rennenkampf die Angerapplinie als Verteidigungsstellung zu wählen. In vorzüglicher Weise verstand die Verteidigung die besondere Lage der Festung auszunutzen. Wie geschaffen zu einem Gefechtsfelde erstreckt sich vor der Festung zwischen den



Kirche zu Alwenyden

fees, um nur die wichtigsten zu nennen, die etwa 80 Kilometer Länge mißt. Streift dort die Seenkette an die beiden großen Waldkomplexe um den Allelauf und den nach Süden zum Narew fließenden Omulef, so sind diese Seen mit einem ganzen Kranz von Wäldern umgeben und verlieren sich endlich in der weiten Johannisburger Heide, wo der Fremde wie auf hoher See seinen Weg durch den Kompaß suchen muß. Und liegt dort endlich das Städtchen Passenheim wie ein kleines natürliches Sperrfort zwischen zwei Seen, so konnte sich hier die Seenenge bei Rudzanny dadurch berühmt machen, daß zwei Kompanien drei Tage hindurch den Angriff zweier Divisionen aushielten, und die Stadt Lötzen mit der ausgebauten Feste Boven hält monatelang zwischen Mauer- und Löwentinsee die Wacht. Diese Seenlinie, die im Norden ihre

beiden Seen ein Geländestreifen, der dem Belagerer eine große Truppenentfaltung nicht gestattet. Durch vorzügliche Ausnutzung dieses Geländes kam es dahin, daß die Festung einen Sturm gar nicht erst zu bestehen hatte und einer schwereren Beschießung nicht ausgesetzt wurde. Sogar die beiden Seen wurden zu Kampfzwecken ausgenutzt, indem einige Passagierdampfer mit Geschützen ausgestattet und zu militärischen Expeditionen benutzt wurden, so z. B. als es sich darum handelte, schwere Haubitzen nach der Insel Upalten zu schaffen, um von dort aus die feindliche schwere Artillerie niederzukämpfen.

Nächst der sowohl durch ihre Lage wie durch ihre Befestigungen wichtigen Festung Lötzen spielt in jenem Teile Majurens die Stadt Lyck die bedeutendste Rolle. Als Eckpunkt der Provinz, als Knotenpunkt wichtiger Straßen und

Eisenbahnen mußte ihr an und für sich übertragende Bedeutung eignen. Dazu kommt, daß die Stadt von nicht weniger als sechs vorgelegerten Seen gedeckt ist, die durch Engen von nur etwa eineinhalb bis zwei Kilometern Breite von einander getrennt sind, und endlich, daß Lyck das gegebene allgemeine Aufmarschziel von den russischen Festungen Grodno und Oświęcim her ist. So ist es erklärlich, daß Lyck bei den masurenschen Schlachten stets eine hochwichtige strategische Rolle spielte, von der Gelingen oder Mißlingen abhängig war. So wurde gleich nach der Schlacht bei Tannenberg, noch während der Septemberschlacht von den Russen eine Wiederherstellung der Lage durch einen Vorstoß auf Lyck versucht, der nur mit Mühe abgewiesen werden konnte, und während der Winterschlacht hatten russische Kerntruppen, Sibirier, den Befehl, die Stadt zu halten, koste es, was es wolle. Tatsächlich konnten sie erst nach erfolgter Umklammerung und nachdem an anderen Stellen des Schlachtfeldes Erfolge erzielt waren, geworfen werden, und es ist mit diesem Widerstande zu verdanken, wenn die Winterschlacht nicht ein zweites Tannenberg wurde. Am 14. Februar hat Lyck im Verlauf dieser Schlacht seinen großen Tag. Die Stadt war aus der Hand der Russen befreit, wenn auch halb zerstört. Auf dem Marktplatz zogen in buntem Durcheinander deutsche Truppen und russische Gefangene, während die wenigen zurückgebliebenen

Bewohner austeilten, was an Vorräten und Lebensmitteln noch vorhanden war. Da erscholl plötzlich der Ruf: „Der Kaiser kommt!“ Und der Kaiser, der dem Ringen um Lyck persönlich beigewohnt hatte, erschien im Automobil, durch sein Erscheinen Zeugnis ablegend von der Wichtigkeit, die diesem Ringen beizumessen war.

Durch die Winterschlacht im Februar 1915 war auch der östlich der Angerapp und der Seenlinie liegende Teil Ostpreußens erlöst worden. Die Felder, die soviel Blut getrunken, soviel Not und Tod gesehen hatten, wurden mit dem heran nahenden Frühling wieder für ihre friedliche Bestimmung frei; die Wälder, die an so mancher Stelle unter dem Artilleriefeuer gefallen waren, wurden der Schrecknisse bar, die so zahlreich in ihnen verborgen lagen, die Straßen wurden gesäubert, die Trümmerhaufen wichen langsam neuen Bauten. Heute sieht das Masurenland nicht mehr einem Schlachtfeld ähnlich. Aber eigenartig berührt es doch: die vielen neuen Häuser, die noch so wenig eingebürgert anmuten, die tiefen Rinnen in mancher noch nicht wiederhergestellten Straße, die und da noch eine schwarze Wand und ein Trümmerhaufen, und überall, überall die vielen schlichten Gräber mit den einfachen schwarzen Kreuzen darüber. Und über dem ganzen Land ein stummes Gedenken. Denn das ganze Land, jedes Dorf, jede Stadt ist Schlachtfeld gewesen.

„Der kurze Traum“

Eine Geschichte von Friß Skowronnek

„Hier wollen wir uns lagern“, sagte Frau Lenore, als sie weitaus von dem wimmelnden Badestrand zu den Fischerbooten gelangt waren. Um den Mund ihrer Begleiterin huschte ein spöttisches Lächeln. Gestern hatten sie auch schon an derselben Stelle Raft gehalten. Da waren die Fischer gekommen, hatten ihre Schultern unter die Boote gestemmt und sie ins Wasser geschoben. Unter ihnen war einer gewesen, von dem hatte Frau Lenore kein Auge gelassen, bis er kaum noch zu erkennen war. Ein richtiger Germanentyp. Groß, schlank mit breiten Schultern. In dem gebräunten Gesicht blaue, blühende Augen. Wie spielend hatte er mit seinen Schultern das größte Boot gehoben, gewendet und in die Brandung geschoben, bis er sich mit starkem Schwung hineinboh.

Ofter als nötig wandte Frau Lenore den Kopf und sah den Fischern entgegen, die truppweise am Strand angekommen kamen.

Lachend stieß Martha ihre Freundin an. „Du, jetzt kommt er.“

„Ach Liebste, sei doch nicht so neidisch.“

„Durchaus nicht. Ich wundere mich nur über deinen Geschmack, der sich nur auf körperliche Kraft zu richten scheint.“

„Sei nicht so beschaff“, erwidert Lenore scharf. „Du entwickelst dich immer mehr zu einer säuerlichen alten Jungfer. Und nimm es mir nicht übel: das verstehst du nicht. Nein, bitte! Laß mich ausreden. Das würdest du erst begreifen können, wenn du meine Erfahrungen gemacht hättest.“ Sie schöpfte tief Atem, während ihr Blick dem jungen Fischer folgte, der mit Nezen

beladen dicht an ihnen vorüber zum Boot ging. „Ja Martha, wenn du wüßtest, was das heißt, fünf Jahre einen Schwächling zum Mann zu haben, der die Sinne des Weibes aufpeitscht, um sie zu enttäuschen, nein zu verhöhnern.“

Und keine Ruh vor ihm bei Tag und Nacht . . .

Dabei erduldet man die Qualen der Hölle . . . Da bekommt man Sehnsucht nach wirklicher Manneskraft . . . Eine kalte Natur wie du würde das nie begreifen . . .“

„Ich glaube zu ahnen, was du eben so zart angedeutet hast,“ gab Martha ruhig zur Antwort. „Dein blühender Körper verlangt — na, du weißt es ja selbst am besten. Aber wenn ich nicht annehmen soll, daß du bloß auf — sagen wir mal — Männerjagd ausgehst, wie die auf diesem Gebiet berühmten Frauen der Weltgeschichte, dann wirst du doch wohl bei der Wahl deines nächsten Gatten berücksichtigen müssen, ob er geistig und gesellschaftlich dir gleichsteht.“

Die Frau hatte keinen Blick von dem jungen Fischer gelassen. Jetzt rief sie halblaut: „Sieh doch mal! Sieh . . . Das ist eine Kraftleistung. Bravo!“ rief sie laut nach dem Fischer hinüber, der eben mit seinen Schultern das Boot anhub.

Er blickte sie mit seinen Augen an und sein Mund verzog sich zu einem behaglichen Lächeln.

„Lenore, ich bitte dich . . . mäßige dich!“

Das Segel am Mast flog empor. Hoch auf-

gerichtet stand der junge Mann am Steuer. . . Jetzt warf er einen Blick zurück nach dem Strande. Da sprang Frau Leonore auf und winkte ihm einen Gruß zu. Er lachte und nickte. — „Du bist mannstoll, Leonore.“

„Jetzt wirst du ungezogen, Martha. Dar-

auf muß ich dir etwas erwidern. Ich kenne dich nun von Kindesbeinen an, d. h. rund sechsundzwanzig Jahre. Du hast dich zu einem sehr hübschen Mädel entwickelt. Nicht zu groß, angenehme

Rundung, schöne Farben auf Haar und Gesicht. Dazu ein etwas herber Liebreiz. An Verehrern hat's dir nicht gefehlt, aber schon in der Schule warst du ein kleiner Stachel . . .“

„Während du dich von Gymnastiken abkuschelst und küssen liebst . . .“

„Stimmt auf-

fallend. Es soll auch das Natürlichere sein. Hast du dich mal von einem jungen Mann in den Arm nehmen und abküssen lassen? Soviel ich weiß nein. Du warst unnahbar. Du läßt dich nicht mal von einem Verwandten küssen.



Lyck: Partie an der Amtsbrücke



Lyck: Philosophendamm

Wenn das nicht gemacht ist, dann ist es ein Geburtsfehler.“

„Ich halte es für keinen Mangel . . .“

„Nun, dann ist es eine falsche Taktik von dir. Im vorigen Sommer glaubte ich eine kleine Besserung bei dir wahrzunehmen, als du mit dem Oberlehrer die einsamen Spaziergänge manchmal bis tief in den Abend hinein machtest. Da hoffte ich euch eines Abends als glückliches Brautpaar ankommen zu sehen . . . leider vergebens . . . sein Interesse an dir erkaltete, weil du ihm nicht im Geringsten entgegenkamst . . .“

„Erlaub mal, ich hätte wohl . . .“

„Eine richtige Epatochter hätte ohne Mühe ihn festgemacht. Aber seine keimende Neigung erforderte an deiner Kälte. Jetzt zeigst du, ob überhaupt ein Mann imstande ist, das Weib in dir zu wecken. Und wenn du nicht zwei Menschen unglücklich machen willst, tußt du gut, alte Jungfer zu bleiben, entschuldige: zu werden.“

„Das wird mir nicht schwer fallen.“

„Leider . . . mich laß ruhig mein Wohlgefallen an dem blonden Riesen betätigen. Sollte er an meiner Person Gefallen finden, dann . . .“

„Heirathst du ihn . . .“

„Ja, das ist doch der Zweck der Übung. Vorher jedoch muß ich feststellen, ob er bildungsfähig und gewillt ist, sich etwas zurechtstutzen zu lassen.“

„Und wenn nicht?“

„Ach Liebste, du bist unausstehlich . . .“

Am nächsten Morgen ging Frau Lenore zur Fischbörse, wo die Badegäste Segelboote zu Spazierfahrten mieteten. Mitten unter den Fischern stand Klaus Andersen, die kurze Stummelpfeife im Munde. Sein Auge hatte die langsam Heranschleudernde schon von weitem gesehen und erkannt. Und was er sah, gefiel ihm. Eine stolze Gestalt, die schon ein wenig zur Fülle neigte. Das regelmäßige Gesicht mit sanften Rehaugen ein wenig nichtsagend, aber gehoben von einer Fülle kastanienbrauner Haare, die im Sonnenlicht goldig schimmerten.

Sie trat an ihn heran. „Wollen Sie eine Fahrt nach der Hallig Hooge machen?“

„Allemaal, gnädige Frau. Wieviel Personen?“

„Nur zwei, meine Freundin und ich.“

„Ja, das's hübschen wenig. Da möcht' man noch einige Gäste dazu nehmen.“

„Ausgeschlossen . . . machen Sie mir einen Preis. Ich zahle ihn . . . Ich werde noch sehr oft mit Ihnen fahren.“

„Ja, gnädige Frau, dann ist das was anderes. Fünfzig Mark, das's wohl nich' zu viel.“

„Nein . . . wann kann's losgehen?“

„In einer halben Stunde. Dort vom zweiten Landungssteg.“

Sie war nur wenige Schritte gegangen, als sie einen Fischer in tiefen Kehlaufen lachen hörte.

„Junge, Junge, hast du 'n Glück. Versieh dir nur nich'. Das's 'n stolzen Dreimaster . . .“

Die Flut stand schon so hoch, daß sie bei dem frischen aber etwas böigen Westwind den geradesten Weg nach der Hallig einschlagen konnten. Klaus stand am Steuer, sein Vater saß still vor sich hindösend auf der Bank. Martha kämpfte schon nach der ersten Viertelstunde mit einem unbehaglichen Gefühl, das aus dem Magen aufstieg. Auf Zureden nahm sie einen Kognak. Im nächsten Augenblick sprang sie auf, beugte sich über Bord und brachte dem Herrn der Fluten das Opfer. Danach streckte sie sich auf der Seitenbank aus und schaute teilnahmslos nach den Wolken.

Frau Lenore stand hoch ausgerichtet neben Klaus. Einmal war's ihr auch wie ein Klotz im Halse aufgestiegen. Sie rang ihn mit äußerster Anspannung nieder und war froh und stolz, daß sie keine so klägliche Rolle spielte, wie Martha. Unermüdet fragte sie nach allen Landmarken, die im Gesichtskreis auftauchten. Klaus gab höflich aber kurz Auskunft. Es fiel ihr auf, daß er, von kleinen Anklängen an die heimische Mundart abgesehen, ein fehlerfreies Hochdeutsch sprach.

„Sie sind wohl schon weit in der Welt herumgekommen?“

„Das will ich meinen, gnädige Frau.“

„Als Matrose?“

„Erst als Matrose, dann als zweiter und erster Steuermann.“

„Muß man dazu auch ein Examen ablegen?“

„Allemaal. Ich hab's Patent für große Fahrt.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ich habe das Patent, als Kapitän jedes Schiff zu führen . . .“

Verblüfft sah Lenore ihn an. „Und dann arbeiten Sie hier als Fischer?“

Klaus lächelte und zuckte die Achseln. „Ja, gnädige Frau, was ist da zu machen? Unsere Handelsflotte haben wir ausliefern müssen, unsere stolzen Kriegsschiffe liegen auf dem Meeresgrund. Da bin ich bei Vater und Mutter vor Anker gegangen.“

„Wenn Sie nun eine Stellung finden, würden Sie wieder hinausfahren?“

Er lag sie belustigt von der Seite an. „Allemaal, gnädige Frau.“ Er nahm einen frischen Stift aus der Dose und schob ihn in den Mund. Von

Zeit zu Zeit drehte er den Kopf zur Seite und spuckte in weitem Bogen über Bord.

„Sie kauen wohl den Tabak leidenschaftlich gern?“

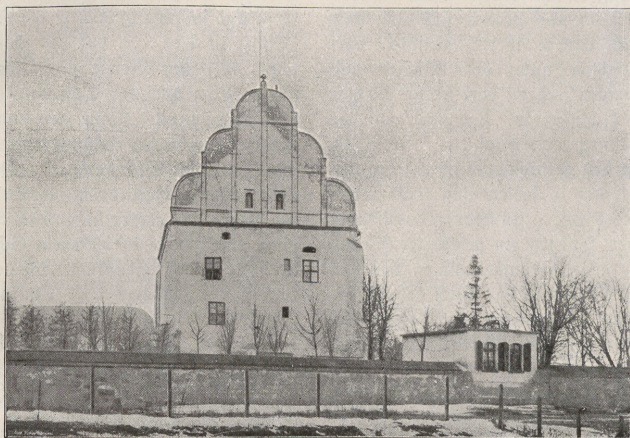
„Gewohnheit, gnädige Frau. Auf See ein Vorbeugungsmittel gegen den Salzgeschmack im Munde.“

Im nächsten Augenblick drückte er das Steuer zur Seite und zog das Segel straffer an. Drei hohe Wogen kamen angerollt und schlugen mit hartem Stoß gegen das Boot. Ein starker Spritzer fuhr über Bord und durchnäßte die auf der Bank liegende Martha.

Klaus lächelte, als Martha kreidebleich auf-

die in ziemlich regelmäßiger Folge heranrollten, das war ein Anblick, der ihre Nerven und Sinne aufpeitschte. Manchmal huschte ein leises Lächeln um seinen Mund, wenn sein Blick die Augen der jungen Frau streifte, die ihm wie glühende Kohlen entgegenleuchteten. Er wußte ganz gut, was da in dem schönen Weibe lichterloh brannte, und wer das Feuer in ihrem Herzen entzündet hatte.

Eine Viertelstunde später glitt das Boot in den Windschatten der Hallig, wo die Wellen ganz klein und artig waren, und legte sich geschickt an den Landungssteg. Eine neue Welt, eine Wunderwelt tat sich vor den beiden Frauen auf.



„Schloß Løken.“

sprang. „Keine Angst, Fräulein, es ist keine Gefahr.“

„Ich finde es großartig, wie das Boot mit den Wellen kämpft. Sieh bloß die Wasserberge, wie sie sich heranwälzen . . .“

„Ja großartig,“ erwiderte Martha mit den Zähnen klappernd. „Ich würde aber gern mit kleineren Wellen vorlieb nehmen, denn mein Tuch und Mantel sind pfeifepassgenau.“

„Wirf sie ab und nimm mein Tuch . . . So, Kleinschen . . . Ich bin warm genug angezogen, und der Wind tut mir wohl.“

„So siehst du aus,“ erwiderte Martha spitz. „Die Wärme kommt bei dir von innen.“

Sie hatte Recht. Die Nähe des krafttrohenden Mannes erregte ihr Blut. Wie er so da stand, den scharfen Blick nach vorn gerichtet, wie sein eisenfester Arm die Ruderpinne anzog, um das Boot gegen die drei schweren Seen zu richten,

soweit das Auge reichte, ein ebener Blumen-teppich, aus zartem Lila, sattem Blau und tiefem Violett gewoben . . . Und alles dieselbe Blume. Durch den von Vieh und Schafen belebten Teppich zogen sich breite silberne Streifen, Wassergräben, die von der Flut gefüllt waren. Dazwischen, weithin verstreut, niedrige Erdhügel, die Werften, auf denen ein oder mehrere Gehöfte standen.

„Ja,“ meinte Klaus, der sich eifrig am Blumenpflücken beteiligte, „wenn im Herbst die schweren Stürme kommen, dann ist von der Hallig nichts weiter zu sehen, als die Werften.“ „Das Leben muß doch sehr einsam hier sein,“ warf Martha ein.

„Jeder, wie er's gewohnt ist. Die Halligleut' mögen's nicht anders.“

Sie hatten einen weiten Marsch gemacht, hatten die Königswerft besichtigt, ein stattliches

Bauernhaus, in dem in früheren Zeiten dänische Könige einige Sommermonate zu verleben pflegten, hatten im Wirtshaus gut gespeist und lagerten im Windschatten einer Werft. Klaus schlug vor, trotz des großen Umwegs, den sie der Ebbe wegen machen müßten, bald abzufahren. Der Wind werde wohl noch mehr auffrischen.

„Ach, das wäre herrlich,“ rief Lenore, „dann bleiben wir bis zur Flut. Dir kann es doch auch nur angenehm sein,“ wandte sie sich an Martha, „wenn du nicht so lange geschaukelt wirst.“

Klaus nickte: „Ganz, wie Sie befehlen, gnädige Frau,“ warf sich rücklings ins Gras und wenige Minuten später kündeten kräftige Schnarchtöne, daß er fest schlief. Auch Martha hüllte sich ins Tuch und streckte sich lang aus. Da folgte auch Lenore ihrem Beispiel, verschränkte die Hände unter dem Nacken und schaute zum Himmel auf, an dem weiße Rieseballen langsam dahinfuhren. So zogen auch ihr die Gedanken durch den Kopf . . . Nein, sie hatte noch nicht den geringsten Eindruck auf den Mann gemacht, der so seelenruhig dicht neben ihr einschlummert war. Es war ja auch kein einfacher Fischer, sondern ein gebildeter Mann, der weit in der Welt herumgekommen war und wohl auch viele Frauen in der Welt kennen gelernt hatte. Gegen den mußte man schon weibliche Künste ins Treffen führen, um ihn zu erobern.

Nach einer Weile sah sie, wie Klaus sich erhob, erst nach der Uhr und dann nach dem Wetter schaute und sich dann wieder hinlegte.

„Ach Herr Andersen, ich habe noch eine Frage, die ich an Sie richten möchte.“

„Bitte, gnädige Frau.“

„Würden Sie wieder zur See gehen und monatelang wegbleiben, wenn Sie verheiratet wären und Ihre Frau sehr lieb hätten?“

„Allemaal, das ist ja mein Brot.“

„Wenn nun Ihre Frau so reich wäre, daß Sie behaglich mit ihr, ohne einen Beruf auszuüben, leben könnten, wenn Sie sie außerordentlich heiß lieben würden . . .“

Er hatte schon, während sie sprach, den Kopf geschüttelt. „Nix zu machen. Ein richtiger Mann läßt sich nicht von der Frau erhalten.

Und wer's nicht vertragen kann, daß der Mann monatelang von Hause abwesend ist, soll keinen Seemann heiraten.“

„Haben die Seeleute nicht Angst, daß die Frau, besonders wenn sie etwas heißblütig ist, ihm untreu werden kann?“

„Tja, das soll ja wohl ab und zu vorkommen. Aber bei uns an der Waterkant seltener, als in den Städten.“

Die Rückfahrt war sehr schnell gegangen. Mit einem kurzen Gruß trennte man sich. Am anderen Morgen stand ein schwerer Weststurm auf die Insel zu. Lenore hatte heftiges Kopfschmerz und ging erst in der Dämmerung an den Strand. Da standen schon Hunderte von Menschen und spähten hinaus in die Dunkelheit . . . „Schiff in Not . . . auf der Sandbank sitzt es fest.“ Mit der Menge ging Lenore am Strand weiter. Eben kam der Wagen mit dem Rettungsboot angefahren. Klaus kommandierte. Zwölf Paar baumstarke Männerarme schoben das Boot durch die Brandung . . . Drei Mal wurde es zurückgeworfen, beim vierten Mal schwang sich Klaus als Letzter hinein. Eine Stunde verging, eine zweite in düsterem Schweigen. Jetzt kreischte eine Frauenstimme, die den Sturm überlante: „Sie kommen . . .“ Ein tausendstimmiger Jubelruf: „Sie kommen!“

Aus der schwarzen Nacht schoß das Boot heraus. Eine grobe See warf es weit auf den Strand. Am Steuer stand hochauferichtet Klaus. Langsam, unbeholfen in dem schweren Ölzeug, stieg er aus dem Boot, nahm den Südwestwind ab und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

Aus der Menge der Jubelruf einer hellen Frauenstimme: „Klaus, mein Klaus.“ Ein blondes, hochgewachsenes Mädchen warf sich ihm an die Brust. Er legte den Arm um sie.

„Tja, lüfte Deern, wir haben's wieder geschafft.“

Langsam wandte Lenore sich ab. Martha stand vor ihr. „Ich habe dich schon überall gesucht . . .“

„Komm nach Hause,“ erwiderte Lenore tonlos. „Ich habe ausgeträumt . . . Der Traum war sehr kurz . . .“

Naturbeseelung im Masurischen

Von Karl Plenzat, Marggrabowa

Naturnahes Landvolk steht zur Mutter Erde und ihren Geschöpfen in ganz anderem Verhältnis als die Bewohner der Städte. Ist dem Bauern

auch die schwärmerische Bewunderung, mit der mancher Sommerfrischler See und Wald, Wiese und Feld anzusehen pflegt, unverständlich oder

gar lächerlich, geht er scheinbar gleichgültig an der Farbenpracht der Blumen, am Gesang der Singvögel vorüber: er wurzelt in seiner Scholle wie der Baum im Waldgrund. Er lebt in und mit der Natur. Tiere, die das Stadtkind oft nur als Anschauungsgegenstände der Naturkundestunde kennen lernt, sind seine Arbeitsgefährten, seine Pflinglinge oder doch die Mitbewohner seines Feldes oder Gartens. So gewinnt er zu allem, was ihn umgibt, eine Vertrautheit, um nicht zu sagen Kameradschaftlichkeit, die zu selbstverständlich ist, als daß sie ausgesprochen werden müßte.

Und mancherlei sinnige Kunde, die in den Steinwälfen der Städte längst erstorben ist, vererbt sich auf dem Lande noch von Geschlecht zu Geschlecht, rückweisend in jene Zeit, da die Bäume noch rote Herzen hatten und Tiere und Vögel noch eine Sprache redeten, die auch dem Menschenvolk verständlich war.

Daß der liederreiche und sangesfreudige Stamm der Masuren Überlieferungen auch dieser Art in Fülle besitzen muß, ist jedem klar, der sich mit dem Herzen in die Volkskunde dieses lebenswürdigen Menschenchlages vertieft. Aber bisher ist ihnen noch nirgendwo Beachtung geschenkt worden, die und nachstehenden Ausführungen sind der erste Versuch, ein Sträußlein aus dem völlig unbekannten farbenreichen Garten masureischer Naturbeseelung zu pflücken.

*

Die Frühlingssonne hat auf Seen, Teichen und Flüssen die Eisdecke gesprengt. Froh des wiedererwachten Lebens, beginnen Frösche und Unken im wohligen warmen Wasser wieder „zu singen und zu sagen“. Und der Masur versteht ihr Gespräch:

Buł tu pan?	War hier der Herr?
Buł!	War!
Wsiot siabe?	Nahm er den Frosch?
Wsiot!	Nahm!
A jako?	Und welchen?
Parsziwo, pulko zywo!	Den gefleckten, halb
Kum,	lebendigen!
Kum!	

Natürlich ist der stelzbeinige, rostrümpfige und schwarzfrackige Storch der „Pan“, dessen Erscheinen das ganze Heer zu ehrfürchtigem Schweigen gebracht hat. Und erst, als er, seine Beute im Schnabel, davon geflogen ist, wagt sich ein Stimmlein nach dem andern hervor, und tröstet sie einander, er habe ja nur den elendesten von allen, den halb lebendigen erwischt.

*

Die Krähen, die sich im Winter heißhungrig auf jedes Häuflein Pferdedung stürzten und eifrig ihre Kost rühmten:

Kolatz, Kolatz! Semmel, Semmel!
lassen jetzt im Frühling, der ihren Tisch wieder

reichlich deckt, das einst Gefuchte (naserümpfend, wenn sie's könnten!) verächtlich liegen:

Päh, Päh! Pfui, pfui!

Nacht dann der Herbst, und versammeln sie sich wieder in Scharen, dann rufen sie einander zu:

Tark, tark! Wochenmarkt, Wochenmarkt!

*

Auch die Sperlinge, die im Winter oft genug trübselig und kleinlaut dagefessen haben, sind im Frühling frecher als je. Unaufhörlich streifen und zanken sie und einer schilt den andern:

Wsil, wsil! Laufsejunge, Laufsejunge!

*

Die wiederkehrende Schwalbe singt ganz ähnlich wie nach der deutschen durch Rückerts Lied allgemein bekannt gewordenen Deutung:

Jekem poslia stela,	Als ich von hier wegging,
Ostejitiäm stogi, brogi;	Ließ ich Schöber, Häusen;
Jekem przyslia nazat,	Als ich wiederkam,
To na lazliam nie.	Fand ich nichts.

oder:

Ottego roku, ottego roku —	Im vorigen Jahr, im
	vorigen Jahr
Stajialam — stajialam —	Baute ich, baute ich
Stogi — brogi —	Schöber, Häusen —
Terasz nimam niez — niez!	Jetzt hab ich nichts — nichts.

Doch wenn der Frühling vorüber ist, lautet ihr Lied ganz anders:

Siedzé na kaniunsku —	Sitz' auf dem Steinchen,
Wsi bji!	Schlag Läuse.

*

Die Lerche jubelt in blauer Luft:

Meine Tochter ist verlobt, verlobt!
Mit wem? mit wem?
Mit einem Ring . . .

*

Und die Nachtigall läßt in der weichen Maiennacht ihr sehnüchtes Lied erkönen. Aber, was der Masur aus ihm heraushört, gibt wohl hübsche lauffliche Klangmalerei, enttäuscht jedoch nach Sinn und Bedeutung:

Oto, oto —	Sieh da, sieh da,
Lezie klisecz, lezie klisecz!	Kriecht ein Wurm, kriecht ein Wurm!

oder:

Lezci ćuczek, lezci ćuczek,	Läuft ein Händchen, läuft ein Händchen . . .
Puczi, puczi, puczi!	Beiß, beiß, beiß.

*

Voller Teilnahme verfolgen Wachtel und Wiesenschneider die Arbeit des fleißigen Landmanns:

Kup korzec, kup korzec! Kauf den Scheffel, kauf den Scheffel!

verspricht die erste im frühen Frühling.

Podzio plezć, podzio plezć! Komm krauten! komm krauten!

mahnt sie, wenn Getreide und Hackfrüchte üppig aufgeschossen sind. Und

Podcie żonczé, podcie żonczé! Komm sicheln! komm
sicheln!

rufft sie im Hochsommer zur Erntezeit.

Ähnliches bedeutet der Ruf des Wiesen-
schnarrers, der im Masurischen Kędzak genannt
wird:

Kedz, kedz, poda siedz! Kedz, kedz, komm mähen!
A zem? Und womit?
Palezem! Mit dem Finger!

*

Der Wiedehopf schreit:

Schäl! Schäl!

und fragt man ihn:

A co? Und was?

dann antwortet er ganz deutlich:

Kartofelki! Kartoffelchen!

*

Liegt ein Kind in der Wiege des Masuren,
dann deutet er den Ruf des K a u z e n s :

Kolisz, kolisz! Wiege, wiege!

Ist aber ein Sterbender im Hause, dann hört er
aus ihm:

Pódz, pódz! Komm, komm!

*

*

Aus dem Hause, in das uns der Eule Ruf
gemiesen hat, und in dem erfreulicher Weise die
Wiege fast ununterbrochen junges Leben her-
bergt, treten wir auf den Hof, wo sich hoffnungs-
voller Nachwuchs tummelt. Das masurische
Landkind weiß, wie die Großen die Haustierte
und Hausvögel locken und scheuchen, und macht
es ihnen gefreulich nach. Es hat aber auch von
Mutter oder Großmutter gelernt, ihre Sprache
zu verstehen: Das eifrig kakeknde Huhn dort, so
kann es uns belehren, rufft:

Boszo chodze, Barfuß geh ich,
Jajke niosze; Eier leg ich;
Kupie sobie chodz Kauf mir wenigstens einen
chodak, za gudak! alten Schuh für 25 Pfg.

*

Und was die Tauben auf dem Dache gurren,
das bedeutet:

Zukru, zukru! Zucker, Zucker!

Zuweilen sind sie auch bescheidener; dann for-
dern sie:

Grochu, grochu! Erbsen, Erbsen!

*

Vom Stoppelfeld heimwärts wird eine schnat-
ternde Gänssherde getrieben. Marienfäden
fliegen durch die Luft. Der Herbst naht und mit
ihm der Tag des heiligen Martin. Es ist als
ahnten die fett und schwerfällig Watschelnden,

daß es ihnen bald an den Krügen gehen soll.
Denn sie „sprachern“ unaufhörlich:

Eszoé tidziem! Noch eine Woche,
eszeé tidziem! noch eine Woche!

Aber es wird ihnen nichts helfen. Eine
heiratsfähige Tochter ist im Hause. Und wenn
die drängendste Arbeit vorüber, Scheune und
Keller in strotzender Fülle dem Winter entgegen-
sehen, dann kann fröhliche Hochzeit gefeiert und
ein Mahl gerichtet werden, das, ob seiner Fülle
und Gediegenheit, den Reiz der Städter zu er-
regen imstande ist. Reitet auch der Hochzeits-
bitter kaum noch auf bändergeschmücktem Pferde,
um mit altem Spruche die Verwandten und Be-
kannten einzuladen, ist manch schöner ererbter
Hochzeitsbrauch in Vergessenheit geraten, zu den
Freuden der Tafel gesellen sich Musik und Tanz.
Da fidels und bläst es, und das feine Ohr des
Masuren hört, wie sich Geige und Baß unter-
halten:

Geige:

Wsyszei jedzo, wyszezi pjyjo. Alle essen, alle trinken,
A nam nidz nie dadzo, Wir nur gehn leer aus;
Dobre nasze oczulecki Unfre Auglein, unfre guten
Eo nie nie żondajo. Machen sich nichts draus!

Und der Baß antwortet:

Mowiul ja, mowiul ja, Sagt' ich, sagt' ich,
mowiul ja. sagt' ich!

Wieder beginnt die Geige:

Jedza, pijjita, pozijajta, Esst, trinket und ergötzt
euch,

Tlo w dybzaki nie chowajta; Aber steckt nichts ein!
Bo bédzie — tu taki — An der Türe siehst euch
einer

Co bédzie — przegládac — In die Tische hinein!
dybzaki.

Und wieder antwortet der Baß:

Mowiul ja, mowiul ja, Sagt' ich, sagt' ich,
mowiul ja. sagt' ich!

* * *

Diese wenigen Proben mögen genügen, um zu
zeigen, wie viel sinniges Empfinden, feinsäbliches
Beseelen und reizvolles Denken der masurischen
Naturbetrachtung eigen ist, — oder besser gesagt:
einst eigen war. Denn die Zahl derer, die die
alten Volksüberlieferungen noch hegen und
pflegen, wird immer geringer, und auch das hier
Mitgeteilte ist nur durch den treuen nimmer-
müden Sammelreifer meiner Mitarbeiter zusam-
mengebracht worden. An alle Heimatfreunde
richte ich daher wieder einmal die Bitte, durch
Aufzeichnung der alten Volksprüche, Reime
und Lieder von den Heimatsschätzen zu retten,
was noch zu retten ist. Vielleicht, daß es auf
dem Umwege über den toten Druckbuchstaben
wieder Eingang ins lebendige Volksleben finden
kann . . .

Rundschau

Ein Masurisch-ermländisches Kulturbild

Von Wolfgang Greiser

Der Begriff „Kultur“ darf in gebundener Enge wohl stets so gedeutet werden, daß er im allgemeinen Sinne die durch Menschen vervollkommenen Naturzustände bezeichnet. Es wird demzufolge von einer materiellen Kultur gesprochen und dieser Begriff in seiner Wertbedeutung durch die Dauer seiner Wertung in die durch geistige Fähigkeiten und sittliches Empfinden getragenen Grenzen einer somit auch sonderlich bezeichneten sittlichen Kultur erweitert.

Sie allein führt zur Veredlung der Menschheit, wirkt also gesamtvolklich und gewährt so jedem Einzelnen die gesicherten Ergebnisse der forschenden und führenden Ethik, der lehrenden und begründenden Wissenschaft, der — Religion.

Geschichts-geographisch kann gerade ein zentral gelegenes Land solche Güter am raschesten und heilvollsten bahnbrechend und richtungsgebend auf weiteste Lebensgebiete erstrecken, und so ist es erklärlich, daß eben auch von deutschen Marken und Grenzen zu allen Zeiten ein Impuls ausströmte, der Nord und Süd, Ost und West ideenbeeinflussend segnete.

Solche Zeiten waren in Deutschland und sie werden wiederkommen! Wenn der Wellgang ruhiger geworden sein wird, den eine wirre Politik veranlaßt hat; wenn in dem Sturmlande nach einer Unglückszeit erst wieder „Friedenssonnen“ scheinen werden, dann wird aus jedem Zweige deutschen Sonderstammes auch wieder — wurzelfester — neues Leben spritzen. Deutschland war, ist und bleibt ein Mit-Kulturträger der Welt! —

Hoch oben in seinem Norden, da, wo „die schwarzen und grame Mönche mit irem Bettelsack dereinst das Land durchzogen und frischer Seen 2037 berechnet haben“ (Sennenberger 1584); da, wo der kuppenreiche Kamm des baltischen Höhenrückens schon seit Jahrhunderten eine natürliche Volkscheide schuf; da, wo die heutigen Staatsforsten Masurens zur Zeit der Ordensritter in einer Breite von mehr als 70 Kilometer den Schutzwall zwischen Weichsel — Memel zogen: auch da wohnt zwischen Tal und Hügel und Hain, an „Masowias Strand“ ein kleines Volk, das wert war, deutscher Kultur zu dienen, ein Stamm, der würdig ist, kulturell deutsch zu sein und zu bleiben.

Im südöstlichen Teile Ostpreußens liegt das Masurenland und birgt mit seinen geheimnisvollen Erdwerken altheidnischer Kultusstätten aus teilweise vorchristlichen Kämpfen, mit den Charakteristiken seiner sanftgewellten Moränenlandschaft mit rundlichen Kesseln und schluch-

tenden, weiten Talbildungen, mit seinen dichtwaldigen Seeufergrenzen, stillen Ulmenbainen, unentweihten Naturpalästen, weißen Birken-, graugrünen Buchen- und dunkelnden Nadelwäldungen, mit seinen Forsten und Fruchtfeldern und einem deutsch-stämmigen Brudervolke alle Voraussetzungen zu einer allgemein-wertvollen, gesegneten kulturellen Entwicklung.

Der Masur selbst ist von kleiner, untersehter Gestalt und kräftiger Muskulatur, dabei starrfest im Rein-Masurischen, in Anhänglichkeit zu Grund und Boden, in Liebe zu Geselligkeit und Gesang, in gutmütiger Gefinnungsart, in beharrender Ausdauer zu Arbeit, Deutschtum und seinem evangelischen Glauben. Somit weist er auch immer wieder alle großpolnischen Bestrebungen entschieden weit von sich, obwohl er beiderseitig umschlossen wird vom polnischen und ermländischen Katholizismus. —

Des Masuren Lernbegier eifert mit den Vortzen eines fleißigen Landbauers, der bei vielseitigem Interesse jeder Anregung kulturellen Strebens dankbar folgt und Gelerntes in der Praxis auszuwerten sucht. Im Landwirtschaftsbetriebe erfaßt er Neuzeitliches mit Eifer und nützt es in angestrengtem Fleiße. Dabei behält er dennoch frohen, heitern Sinn, ein erlaubtes Maß vergnügt-psiffiger Schadenfreude und seine durch freundliches Wohlwollen eher als durch Strenge zu leistende milde Natur.

Ihr — ist der Grund und Boden des Masurenlandes angepaßt! „Gold lächelt auf Seen und Höhen des Himmels Blau“ . . . aber der im Verlaufe des Jahres zumeist vorherrschende raube Nordwind und dichte, kalte Nebel zwingen vor allen Dingen die nördlichen Abstufungen des baltischen Höhenrückens oft in den Wirkungskreis wirtschaftlicher Besorgnis. Der letzte Frost kommt noch im späten Mai; der Sommer eilt; der Herbst verweilt und macht nur einem strengen Winter mit hartem Frost und reichem Schneefall Platz. Sonst reguliert die Höhenlage der nughbaren Felder und Wiesen das Klima. Geschickte Meliorationen wirkten in Feld und Forst geradezu segensbringend. Sie steigerten jeglichen Ernteertrag an Getreide, Hülsenfrüchten, Futter- und Nährmitteln; sie nützten der Mastvieh- und Pferdezzucht, dem Gewinn an Nutz- und Gebrauchsholz, dem Seen-Fischfange und dem Bestande an Feder- und Nutzwild weiter Waldgegenden.

Treten die Wäldungen nach dem Südwesten des Landes immer mehr und mehr zurück, so räumen sie hier sehr bald weiten Bruch- und Moorländern das Feld. Aber auch diese liegen nie ungenutzt. Wohl ist man bemüht, etliche der Moore in ihrer landschaftlich-charakteristischen Schönheit zu erhalten, aber in all den anderen finden sich nughbare Torflager in einer Mächtigkeit von 5–8 m und weitestem Flächenmaße.

Hier entwickelt das Gebot der Stunde eine rege und reiche Industrie, zu der sich sonst im Masurischen nur noch die Erwerbe des Mühlenwesens, der Hausweberei, der Holzverarbeitung und der Steinbrucharbeit gesellen.

Gerade die letztgenannte Erwerbstätigkeit zählt zu einem spezifischen Merkmale masurischer Gewinnmöglichkeit. Die Endmoränenhöhenzüge des masurischen Bodens sind selten reich an Lehm, Tonmergel, silurischem Kalkgeschiebe, Kies und Steinen, und so führte dieser Umstand eben mehr und mehr zu einer systematischen Ausnützung der riesigen Steinlager für den Chauffee-, Straßen- und Häuserbau, der Kieslager für Grundierungs- und Wegebauten, des Kalksteines für Düngezwecke, der Lehm- und Decktonlager für die Ziegel-, Dachpfannen-, Drainröhren-, Topfwaren- und Ofenkeramikfabrikation.

Durch derartige Ausnützung wuchsen Wohlstand und sittliche Kraft im masurischen Volke, und sie werteten sich aus in einer Verbesserung seiner heimischen Land- und Wasserwege, seiner Bahnverbindungen und aller jener Unternehmungen, die geeignet und berufen sind, eigenen Kulturgewinn der allgemeinen Vervollkommenung dienlich zu machen.

Schultereng angelehnt an Masuren sind die ermländischen Kreise Braunsberg, Heilsberg, Allenstein, Rößel und einige Nachbartheile.

Ermländer und Masuren würde man „Brüder“ nennen können, trennte sie nicht ihr konfessioneller Unterschied und die kolonistisch nachweisbare Herkunft der ersteren aus Niederdeutschland. Dennoch sind beide echte, brave Deutsche und dort wie hier vor allem ein urwüchsig kräftiger Bauernstand in für sich geschlossenen Siedlungen.

Das Prinzip der Flurauseilung war bei beiden Stämmen von Anfang an das gemeinsame. Die Flur wurde in Gewanne geteilt, jede Familie erhielt das Einheitsmaß einer „Hufe“ und mit ihr das Gewanngedinge: Pflugschsen, Freikühe und Ackerperde. Ein Flurzwang regelte Sein und Sollen, Ernte- und Weiderecht. Der Wald umgab ringsförmig die Siedlung, sodaß fast alle Feldstücke nach ihren Grenzen zu mit einem Waldanteile endigten. Leiche und Wälder kennen im Ermland noch heutigen Tages die Gewanneeinteilung in einem ähnlichen Sinne, und zahlreiche Flurnamen gemahnen immer wieder an einstige Sitte und Brauch. Der „Scharwarksweg“ wurde nur von den zum Scharwerkdienst Verpflichteten benutzt; der „Mühlenteich“ diente gleichen Entwässerungsinteressen, der „Klosterwald“ gehörte dem Orden u. s. f. — Aus dem Einzelhof entwickelte die Zeit das Hufen- und Hausendorf, das Straßen- und Stadtdorf.

Der Einbau war die erste Bauform in Ermland und Masuren und beherbergte Menschen, Vieh und alle Ernteerträge unter einem gemeinsamen Dache. Ihm folgte der Flügel- und Karreebau und die Hofanlage, deren immer und ewig engen Raumverhältnisse die gesamte Lebens- und Wesensart der Bewohner durch lange Jahrhunderte charakterisierte. Dies geschah so lange, bis das ermländische Bohlenhaus verschwand und bis dem Holz-, Lehm- und Fachwerkbau der

Backsteinhausbau folgte. Erst da entwickelte sich mit ihm zu gleicher Zeit die häusliche Geräumigkeit unter Hervorhebung des fränkischen Bau-stilles im Ermlandischen.

Zu äußerer Einfachheit gesellten sich aber immer die Vorzüge eines reichen Gemüts- und Seelenlebens, und so zeugen heute noch persönliches Wesen, die Innigkeit des Familienlebens, kirchliche Festtage, gemeinsame Weibungen und Segnungen, allerlei Sitten sowie das gesamte Gast- und Gesindeleben von sonderlich zu schätzenden ermländischen Werten. Alt-Traditioniertes lebt immer wieder auf und liefert somit den Beweis, daß alle wahren Kulturwerte unvergängliche Güter sind.

Die ermländische Landwirtschaft kennt alle Neuerungen ihres Betriebes. Sie meidet starres Festhalten an Althergebrachtem und steigert die Ertragsfähigkeit des Bodens mit allen erdenklichen Mitteln. Moderne Milchwirtschaft steht an der Spitze landwirtschaftlicher Erträge. Gewinnbringende Bienezucht ist überliefert, auch sorgt hier ebenso wie in Masuren eine gemessene Schonung und sorgfältige Aufforstung für eine gesunde Wald- und Forstwirtschaft.

Reste einstigen heidnischen Kultus leben in Volkslage und Volkssprache fort, gesunde kirchlich-fromme Denkungsart herrscht weitest vor.

Überall zeigt der heutige Volkscharakter einen wertvollen Aufstieg zu kultureller Höhe und im ererbten Gefühle für Aufrichtigkeit, Echtheit und Ehrlichkeit einen durchaus markigen Nährboden deutscher Art, und „wenn — mit Dr. Heß von Wichdorff gesprochen — Süddeutschland auch unendlich feinere und wechselreichere Bilder aufweist und sich Norddeutschland dagegen mit viel einfacheren Formen und Gesamterscheinungen bescheiden muß, so ist in diesem Zustande absolut nicht so sehr ein Zeichen kulturellen Rückstandes zu erblicken, als vielmehr der Nachklang aller der schweren Zeiten, die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder über diese Lande dahingingen.“

Ermland-Masuren hat unter Krieg und Kampf unsäglich viel Leid erfahren, aber seine zähe Kraft zu kulturellem Entwicklungsaufstieg zu vernichten, war und wird niemals möglich sein.

Kants Gebeine am oder im Dom?

Von Dr. Ludwig Goldstein, Königsberg

Wer nach Königsberg kommt und gerade kein Bökler ist, sucht gerne die kargen Reste auf, die noch sichtbar und körperhaft an Kants Erdenwallen erinnern. Er ist bald damit fertig. Die genaue Lage des Geburtshauses des Weltweisen mußte erst durch einen Gelehrten ermittelt werden, und wo noch vor einem Menschenalter sein Sterbehaus stand, verkauft man jetzt in einem besseren Geschäftsbau Reisekoffer, Keramik und aus dem „samländischen Gold“ gefertigten Schmuck. Wohl aber findet der Kant-Pilger nach einigem Suchen das in den Anlagen der Universität fast verdeckte Denkmal von Rauchs Meisterhand und hundert Schritte davon, in dem prächtigen Buchladen von Gräfe und Unzer, das

beste Bildnis des „alles Jermalmenden“. Nimmt man dann noch im Museum der Altertums-gesellschaft Kants leibhaftigen Dreispiz und Krückstock in Augenschein, so bleibt nur noch ein Besuch seiner letzte Ruhestätte. Hart am Pregel liegt das schon seit Jahrzehnten der Stadtbücherei zugewiesene ehemalige Universitätsgebäude, und darüber ragt in massiger Majestät der im Ganzen mehr würdige als formenschöne gotische Backsteinbau des vieljahrhundertalten Doms. Die vertrauliche Nachbarschaft der beiden Bauwerke wie auch innere Gründe brachten es mit sich, daß Dom und Kollegiengebäude in gewisse geistige Wechselbeziehungen trafen. Dazu gehörte es auch, daß die Hochschullehrer nach einem Leben im Geiste an der dem Kollegium zugewandten Seite der Kathedrale bestattet wurden, und hier ist 1804 als einer der letzten in der Reihe der also ausgezeichneten Professoren auch Immanuel Kant beigelegt worden. Fünf Jahre später fand eine Umbettung und einfache Aufschmückung des Grabes statt, und 1881 wurde über den wiederum ausgegrabenen und neubestatteten Gebeinen, als unorganischer Anbau des alten Gotteshauses, eine kleine Kapelle errichtet.

Schon während der sehr gründlichen Wiederherstellung des Domes im Anfang dieses Jahrhunderts tauchte der Plan auf, dieses ehrwürdige Gemäuer von seinem architektonisch ungerechtfertigten Anhängsel zu befreien und Kants sterblich Teil in den hohen Chor des Domes zu überführen. Dafür sprachen nicht bloß Schönheitsrücksichten, sondern mehr noch der baulich unzureichende Zustand der Gruftkapelle. Als diese vor vierzig Jahren von einem Ausschuß der Kantfreunde den städtischen Behörden übergeben wurde, sprach man wohl die Hoffnung aus, daß nunmehr des Großen Überreste „für Jahrtausende (!) vor allen verderblichen Einflüssen sichergestellt seien“. Aber noch kein Vierteljahrhundert war vergangen, da zeigte der dürrtige Bau bedenkliche Risse. Nach dem Zeugnis des Domverneuerers, Provinzialkonservator Baurat Detl e s s e n, ist die Kapelle nicht nur in sich baufällig, sondern bedeutet auch eine gewisse Gefahr für den Dom. Unzureichende Fundamentierung und die von oben her eindringenden Niederschläge beschleunigen das Werk der Zerstörung. Lange hat man der kleinen Ruine durch verschiedene Aufbesserungen helfen wollen, bis man schließlich erkannte, daß hier mit Quacksalbereien nichts getan ist, sondern zur völligen Amputation geschritten werden müsse. Auch sagte man sich, daß diese „Sca Kantiana“ eine pietätvolle Erhaltung in alle Ewigkeit gar nicht verdiene. Für ihre stillos dem Dom angepaßte Theatergotik ist es bezeichnend, daß man diese letzte Zuflucht eines Philosophen, der für den ewigen Frieden eingetreten ist, mit mehrhaften Burgzinnen ausstatten zu müssen glaubte. . . . Doch das Innere, entgegen einige, entsprechen in seiner nüchternen nordischen Einfachheit wenigstens dem Geiste Kants! Schließlich zeugt doch aber auch dieses mehr von Gedankenarmut als Einfachheit, mehr von Unkultur als Schlichtheit. Ein Frösteln überläuft Einen leicht, wenn man

diesen Raum zumal an frühen Tagen betritt. Auch die künstlerischen Zutaten sind recht bescheiden und beschränken sich nur auf Nachbildungen: eine Kantbüste nach Hagemann und eine Grisaille nach Rafasels „Schule von Athen“, während auf der Wand gegenüber in der Goldschrift eines wackeren Malermeisters das vielzitierte Wort aus dem Schluß der praktischen Vernunft steht.

Die Kapelle an derselben Stelle besser und schöner aufzubauen, geht auch kaum an. Dagegen sprechen ebenso die Untergrundverhältnisse wie die unverhältnismäßig hohen Kosten. Und so ist man mit einer gewissen Notwendigkeit zu dem Vorschlag gedrängt worden, Kants Sterbliches von der äußeren Domwand in das Dominnere zu verlegen. Den hohen Chor der Kathedrale, der seit der Reformation nur noch als Gruftkirche diente, hat man nicht ganz mit Unrecht als eine der bedeutsamsten Stätten Ostpreußens bezeichnet und von ferne sogar mit der Londoner Westminsterabtei verglichen. Frei im Raume würde hier der Fürst des Geistes neben den Fürsten der Welt ruhen, u. a. neben Herzog Albrecht, dem Begründer der Hochschule, an der Kant Zeit seines Lebens gelebt hat. — Für diesen Plan setzt sich besonders der Magistrat der Stadt Königsberg ein, der, wie es rechtens und löblich, in einer engstirnigen würdigen Bestattung Kants eine Art Ehrensache der Stadt erblickt und damit gutmachen will, was sie an ihrem größten Sohne in früheren Jahrzehnten gesündigt hat. Die Verhandlungen darüber gerieten durch den Krieg ins Stocken und wurden erst vor wenigen Wochen durch einen Magistratsantrag wieder aufgenommen, wonach die Kapelle abgebrochen und die Verlegung der Gebeine in den Domchor durch Bewilligung von 70 000 Mk. ermöglicht werden sollte.

So verlockend und berechtigt dieser Wunsch erscheint, so stieß er doch vom ersten Augenblick an auf scharfe, ja geradezu erbitterte Gegen r a s t. Viele eingeschworene Kantverehrer wollen nichts davon wissen, daß ihr Patron, der große Lichtfreund, der nie eine Kirche betreten habe, nunmehr „in der Kirchen ehrwürdiger Nacht“ geborgen werden solle, in Reih und Glied mit anderen, wenn auch noch so beachtlichen Persönlichkeiten. Dem Begründer der neuen Philosophie gebühre ein eigenes Mausoleum, dessen Kosten nicht nur eine Stadt, sondern die ganze Welt zu bestreiten habe — „alle Deutschen und alle anderen, die sich dem Geist und der Gesinnung Kants verwandt und verschuldet fühlen“.

Dieser neue, besonders von Professor S c h ö n d ö r f f e r vertretene Gedanke gewann sich schon 1914 viele Freunde und Anhänger. „Kant gehört nicht in die Kirche“, das Wort schien suggestiv zu wirken. Ein Aufruf zu privater Geldsammlung für das Mausoleum bedeckte sich mit hunderten Unterschriften, unter ihnen die ersten Namen Deutschlands; um nur einige zu erwähnen: Simmel, Windelband, Ratopp, Cohen, Wundt, Eucken, Harnack, Dethlefs, Liebermann, Corinsh, Stück u. a. m. Die Begeisterung war

groß, aber das Geld kam nur spärlich, und bald machte die Kriegsfurie allem Sammeln und Sinnen ein Ende. — Nunmehr ist der große Streit: „innerhalb oder außerhalb des Domes?“ von neuem entbrannt. Es sah aus, als ob der Magistrat die Stadtverordnetenversammlung mit der ganz plötzlich herausgebrachten Vorlage überumpeln wollte. Aber der Hufarenritt mißlang; die Gegner des Planes waren auf dem Posten und setzten eine vorläufige Vertagung des Antrages durch. Mit leidenschaftlichem Eifer arbeitet jetzt besonders Dr. Brückmann für eine eigene Bergungskasse Kants — und wenn sie viele Millionen kostete! Es könne nichts schaden, wenn man durch massenhafte Herausgabe von Wanderreden für Kants Iden werben und wirken lasse; im Anschluß daran würden sich die notwendigen Gelder schon aufbringen lassen. Im Jahre 1824, Kants 200. Geburtsjahr, in dem Königsberg auch ein Stadtfest zum Feiern habe, werde dann das Mausoleum fertig dastehen.

Ströme von Tinte sind in dieser Sache bereits geflossen, und es sieht fast so aus, als sollten noch weitere fließen. Es gibt allerdings auch schon Kantfreunde, die für diese „querelle allemande“ kein Pathos mehr aufbringen und die mit Professor A k o r p fühlen, der eine entsprechende Rundfrage mit den Worten beantwortete: „Ich glaube, der alte Kant würde sich sehr verwundert und vielleicht auch ein wenig darüber gespottet haben, daß man aus der Unterbringung seiner Gebeine eine große Frage macht.“

Ferdinand Gregorovius

Von Johannes Schubert

Eine Masurennummer würde unvollständig sein ohne die Erinnerung an Ferdinand Gregorovius, den zu europäischer Berühmtheit gelangten Geschichtsschreiber und Italiensbildner aus dem ostpreussischen Ordensstädtchen Neidenburg, wo er am 19. Januar 1821 als Sohn eines kinderreichen Kreisjustizrats zur Welt kam. Hat auch die Hauptarbeit seines Lebens, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, diesen wohl unbestritten bedeutendsten Masuren mit seiner Person wie mit seinen geistigen Interessen weit von der Heimat fortgeführt, so ist doch dies in zwanzigjähriger Arbeit in Italien entstandene Werk durch manches seelische Band mit der ostpreussischen Heimat seines Verfassers verknüpft.

Gregorovius hat seine Kindheit auf dem Neidenburger Ordensschloß verlebt, wo sein Vater eine Dienstwohnung innehatte; und die Türme und Zinnen, die Gemölbe und unterirdischen Gänge dieser wohlerhaltenen Burg, deren Bild unsere Nummer ziert, bildeten die Spiel- und Tummelplätze des phantasiebegabten Knaben, dessen geschichtlicher und romantischer Sinn durch sie aufs lebhafteste geweckt wurde. „Ohne jene Neidenburger Rittertürme“ — so hat er im Alter des 68ten erklärt — „hätte ich die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vielleicht nicht geschrieben.“

In der Tat: Nur ein mit romantischer Dichterphantasie begabter Deutscher durfte sich an die

Geschichte des mittelalterlichen Rom machen, in der die deutschen Kaiser mit ihrer romantischen Italienpolitik eine so hervorragende Rolle spielen. Für die universelle Sendung der deutschen Nation, als deren Ausdruck diese vom streng nationalen Standpunkt freilich oftmals verhängnisvolle Südpolitik anzusehen ist, bringt Gregorovius das vollste Verständnis mit, und so gelingen ihm denn auch Persönlichkeiten am besten, die, wie der geniale junge Sachsenkaiser Otto III., den Traum einer universellen Kulturharmonie träumen, in der sich die Kulturen der antiken und der christlichen Welt, sowie die romanische mit der germanischen Natur vermählen sollen.

Auch in den klassischen „Wanderjahren in Italien“, die ihre Entstehung sommerlichen Erholungsfahrten durch die Apenninenhalbinsel verdanken, erreicht Gregorovius' Kunst ihren Höhepunkt allemal da, wo sich dem Freunde des Südens der deutsche Romantiker gestellt, wie z. B. in der Schilderung der von August Kopisch entdeckten Blauen Grotte auf Capri oder der am Abhang der Volskerberge zwischen Rom und dem Meere gelegenen Ruinenstadt Nympha, aus der im Mittelalter die Bewohner vor Sumpf und Fieber in die Berge flüchteten, und die heute, von Blumen und Eppheu überwuchert, mit ihren verfallenen Kirchen und Häusern den Eindruck eines mittelalterlichen Pompeji macht.

Gregorovius ist in einem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalt in Italien durch seine Persönlichkeit und durch seine Schriften zu einem der hervorragendsten Vermittler zwischen lateinischer und germanischer Kultur geworden. Der Wechsel zwischen beiden wurde ihm schließlich zum unentbehrlichen Lebensbedürfnis, und als er nach Abschluß seiner römischen Geschichte München zu seinem Wohnsitz erkoren hatte, nahm er doch alljährlich für ein paar Monate Wohnung in der geliebten Stadt, die ihn zum Dank für seine große Leistung mit der Bürgerkrone schmückte hatte.

Gewiß: Unser Verhältnis zu Italien und der Kultur des Südens ist heute ein anderes als das unserer großen klassischen Periode um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, in deren Boden Gregorovius seiner ganzen geistigen Anlage nach wurzelt. Wir blicken nicht mehr in so selbstverleugnender Bewunderung auf die Kunst des Südens, als dem Ausdruck der Harmonie und des Maßes, der stillen Einsicht und edlen Größe, wie dies Winckelmann und Goethe in seiner Reise taten. Wir haben inzwischen die Gotik wieder entdeckt und in ihr das Symbol des nördlichen Geistes, des faustischen Unendlichkeitsstrebens und der mystisch-metaphysischen Inbrunst erkennen und lieben gelernt. Aber wenn auch der zum Bewußtsein seiner selbst gekommene germanische Geist fortan seine Leistungen mit gerechtem Stolz als in ihrer Eigentümlichkeit durchaus gleichwertig neben die des klassischen Südens stellen darf und soll, so wird doch seine angeborene Universalität sich auf die Dauer keine einseitige Beschränkung gefallen lassen. Der faustische Unendlichkeitstrieb bedarf zu seiner Ergänzung und Beruhigung der ästhetischen

Harmonie des Südens; er wird in seinem Streben nach ewiger Erneuerung die geistige Inzucht fliehen und in der Wechselwirkung der Nationen das wahre Kulturideal erblicken. Ist doch Goethe vor allem darum der bisher höchste Ausdruck germanischer Kultur, weil er dieses Ideal in vorläufig unübertroffener Weise verkörpert hat.

Gregorovius hat auf seinem besonderen Gebiete in einer reichen Fülle von Werken, die in der Januarnummer dieses Jahres in einem Aufsatz von Hans Gäßgen („Ostdeutsche Monatshefte“ 1. Jahrgang, Heft 10) vollständig aufgezählt sind, das europäische Kulturproblem vom universell-germanischen Standpunkte aus im goethesischen Geiste zu lösen unternommen; dafür gebührt ihm ein dauernder Ehrenplatz im Gedächtnis seiner Nation, auch wenn seine Leistungen als Geschichtsschreiber durch neuere Forschungen überholt sein werden. —

Erinnerungsgeld

Von Johannes Dziubiella

Die „neue“ Zeit hat seltsame „Errungen-schaften“ gebracht, und die Not der Zeit schwerwiegende Veränderungen. Wer hätte je gedacht, daß in unserem Zeitalter die Kommunen sich sogar mit der Herausgabe von Papiergeld, sogenannten „Notgeld“, befassen müßten, um Kleingeld in den Verkehr zu bringen und die Bürgerschaft von dem unangenehmen, abgegriffenen, gesundheitsschädlichen „Briefmarkengeld“ zu erlösen. Einige Städte haben mit weitsichtigem Blick diese Gelegenheit benützt, die Scheine gleichzeitig als deutliche, täglich sprechende Erinnerungsbilder an die geschichtlich bedeutungsvollsten Tage der Heimat, an die Kriegs- und Russenzeit und den 11. Juli, den „Abstimmungstag“, herausgegeben. Von Lych, Lychen, Johannsburg, Bialla, Neidenburg sind Geldscheine im Werte von 5, 25, 50 Pfennig und 1 Mark auf den Markt gebracht worden, die alle zwar kein künstlerisches Gepräge erhalten haben, aber durch die freudige Liebe zur alten Heimat Masuren anziehend und erhebend wirken. Offen und ehrlich legen sie dies Treubekenntnis ab, und mit edlem Stolz rufen sie die Zeit der Heimatnot zurück und prägen sie dem Gedächtnis fest ein. Einer schwächlichen Gegenwart zur Kräftigung und einer frischen Zukunft zur Beherzigung reden sie von Redlichkeit und Ausbarren, von hartem Kampf und vollem Sieg.

Die Scheine aller Städte haben je nach ihrem Zahlwerte verschiedene Farben; alle tragen auf der einen Seite neben Zahl und Wappen die besondere, von jeder Stadt eigenartig gefasste Bestimmung dieser Geldscheine. Lych, das sich „Hauptstadt Masurens“ nennt, schreibt: „Dieses Stadtgeld wurde herausgegeben zur Erinnerung an den 11. Juli 1920, an dem in der Stadt Lych 8339 für Deutschland stimmten und nur 7 für Polen.“ Lychen berichtet sachlich: „Herausgegeben zum Andenken an den 11. Juli, dem Tage des deutschen Wahlsieges.“ Leider ist bei der Fassung ein unangenehmer grammatischer Fehler untergelaufen, der allerdings die Besinnung weiter nicht

beeinträchtigt und den Sammlern sehr willkommen sein wird. Eine ebenso einfache, selbstverständliche Form weist Bialla und Johannsburg auf, während Neidenburg in freudiger Charakterisierung des großen Tages hervorhebt: „Dieser Stadtgeldschein wurde herausgegeben zur Erinnerung an den 11. Juli 1920, den Tag des gemäßigten Bekenntnisses zum Deutschtum.“ Die Rückseiten aller Scheine tragen auf gewählte Motive aus der engeren Heimat, die gleichsam Symbole der Heimatliebe sein wollen. Lychen weist mit seinem Schloß, dem Rest aus der Ordenszeit, auf die kerndeutsche, ungeschminkte Art hin, die fest in sich wurzelt und Stürmen Trotz bietet. Noch kräftiger spricht Neidenburgs Schloß von deutschem Fleiß, deutscher Arbeit und deutscher Ausdauer; es hat Jahrhunderte überlebt und steht als Wahrzeichen für deutsche Willenskraft ungebrochen da. Sinnig ist Schillers Wort als Kranz herumgeflochten: „Arbeit ist des Bürgers Fierde, Segen ist der Mühe Preis.“ Lych gibt einen Blick auf die Stadt von der Seeseite aus. Wollen treiben vom Ufer, ein Kahn schwankt auf dem Wasser, alles genau dem „Masurenlied“ angepaßt, dessen erste Strophe darunter gelesen ist und mit den Worten beginnt: „Wild flutet der See, drauf schaukelt der Schiffer den schwankenden Kahn.“ Johannsburg zeigt „das Rathaus mit dem von den Russen 1914 zerstörten Bismarckdenkmal“. Darunter findet sich das freudige Bekenntnis:

„Masurenland, mein Vaterland,
Du Land, wo meine Wiege stand,
Hier klingt mein Lied, hier tönt mein Sang,
Hier hab' dich lieb mein Leben lang.“

Und Bialla rühmt über dem Bilde seines Rathauses in biederem Geistesversöhn:

„Bialla, eine deutsche Stadt,
Die keinen einz'gen Polen hat,
Durch den Weltkrieg wurde sie bekannt,
Den Russen man hier die ersten Geschäfte
entwandt.“

Die Unterschrift erläutert die geschichtlichen Tatsachen: „Am 2. August 14 nahm der Weltkrieg hier seinen Anfang. Am 9. August wurden hier die ersten Geschäfte erobert, die in Berlin vor dem Schloß Aufstellung fanden. Am 11. Juli 20 wurde hier rein deutsch gestimmt.“

Die Zeit der Not in den Jahren 1914/15 reicht der gegenwärtigen Not der Zeit die Hand. Notgeld für Notzeit. Aber dieses Notgeld der masurenischen Städte will vor allen Dingen Erinnerungsgeld sein. Und das heißt Arbeit für die Zukunft. Gewiß kommt wieder einmal eine Zeit, die auf der Kraft des reinen Gemüts und nicht der rohen Gewalt sich aufbaut; sie wird um so früher entstehen, je fähiger das Geschlecht ist, sie zu tragen. Nur wo Glaube an die Nation und Liebe zum Lande wächst, wo Bodenständigkeit und Freude am eigenen Schaffen reift, wo reinliches Streben und kein kleinlicher Neid lebt, da ziehen die Wurzeln einer reinen Zukunft Lebenskraft ein. Nach innen schauen, um nach außen zu wirken.

Stillstand

Vericht über das Danziger Schauspiel 1920/1921

Von Willibald O m a n k o w s k i

II.

Der kräftige Aufmarsch künstlerischer Kraft: Georg Kaiser, Hans Frands, Anton Wildgans, Max Halbe kam gegen die Mitte der Spielzeit hin mehr und mehr zum Stillstand und steht am Ende der Spielzeit fast wie blinder Lärm aus. Die Kurve des Spielplanes war ein nichts-sagendes Auf und Ab. Angst vor halbleeren Häusern mit einem kräftigen Schuß Konservatismus gebär jenes Repertoire, das es halt allen recht machen möchte. Schließlich aber ist zwischen dem Spielplan einer modernen Provinzbühne und einer Speisekarte noch ein Unterschied. Nicht zuletzt war man sich auch des alten Wortes zu wenig bewußt, daß viele Köche den Brei verderben. Nun sollen die mannigfachen Schwierigkeiten und Hemmnisse, die sich bei einer Bühne ergeben, die Schauspiel und Oper vereinigt, keineswegs verkannt werden, aber der künstlerische Abstand, der zwischen der ersten und zweiten Hälfte der Spielzeit bestand, war doch recht wesentlich.

Nach monatlicher Tätigkeit betrachtet, setzte der Januar das erfreulich begonnene Winterwerk zunächst mit einer ganz ordentlichen Auf-führung von Shakespeares „M a c b e t h“ fort, das unter den Lustspielen des großen Briten etwas wie eine Sonderstellung einnimmt und dessen Vermittlung durchaus dankenswert erschien. Doch sind die technischen Mittel unserer Bühne in fo hohem Maße unzureichend, daß die Werke der großen Klassiker (selbst bei ehrlichstem Willen) gar zu leicht der Lächerlichkeit preisgegeben sind. — Gerhart Hauptmanns „Die Ratzen“ mußten erst zehn Jahre alt werden, bis sie den Weg zu uns heranden, doch dafür war die Darbietung unter der Leitung von Hermann M e r z von solcher Vorzüglichkeit, daß man das Provinztheater vergaß und das Haus mit dem Gefühl verließ, in D r a d t e n b u r g s Frau John, hinter der der Geist Else Lehmanns stand, einen großen auswärtsigen Gast erlebt zu haben. Wie aus einem scheinbar belanglosen buschigen Gewächs sich mählich eine Knospe blättert, entfaltet, herrlich an Duft und Leuchtkraft hoch über ihren Blattwald, so blüht aus dem hinförmigen Drunter und Drüber dieses Rattenstücks die Sehnsucht eines schon hinter der Jugend stehenden armeligen Proletarierweibes nach Mutterglück empor. Aus einer noch nicht gestorbenen Glut wird ein Feuer, und aus seinem anwachsenden Herde hervor schießt eine weiße, steile Flamme, daran sich Lüge, Betrug, Raub und Mord entzündend. Die Flamme aber war rein und göttlich, ihr Licht weit und blendend; noch, da sie zuckend erlischt, liegt ihr Scheinen über der Brandstätte mit bleibender Furchbarkeit, als sei sie noch da. Es ist nur die Hand Hauptmanns, die das kann: in das Kloakenmilieu dieser Ratten-Menschen, dieser Nacht-aphisten einen Mutter Schmerz hineinzustellen, uns das durch Jahrhunderterte gestufte Schicksal

der Mütter, denen das Leid um die Kinder schwere und süße Bürde ist, ins zeitliche Gefühlsleben hineinzufließen. —

Der Verfasser der vorjährigen „Nachtbeleuchtungs“-Effekte, Kurt G ö h, bescherte vier „Abungen“ unter dem Titel „Menagerie“, die besserer Unterhaltung dienten. Am brauchbarsten ist noch das zweite Stück „Der Hund im Hirn“, in dem G ö h die Technik des Einakters geschickt handhabt; die anderen: „Der Spaß vom Dache“ ist dialogisiertes Feuilleton, dazu noch auf juristisch sehr ansehnlicher Grundlage; die französischen „Tauben in der Hand“ läßt man sich allenfalls als Paprikaschnitzel gefallen, und „Der Hahn im Korb“ endlich ist blöder Zirkus.

Nicht nur der vielfach vermengte Stil der Aufführung allein, ließ Anton Wildgans' vorletztes Drama „D i e s i r a e“ zu keinem vollen Erfolg werden. Das Stück selbst war nicht zuletzt daran Schuld, weil es fast noch weniger ein Drama ist als die früheren des Lyrikers. Seine Kraft, Handlung aufzuwachen zu lassen, reicht gerade bis zum Ende des 2. Aktes, dann setzt eine Kette tendenzloser Debatten ein, eine Bilderfolge, umweht vom Duft alter, katholischer Musik, umklungen von der holden Musik einer wirklichkeitsfernen Kirchenphäre. Und wenn am Schluß der Chor der Ankläger vor dem Katafalk verklungen ist, fühlt man sich nicht tiefst zusammengerückt, bis ins letzte aufgewühlt wie in ähnlichen Sterbestücken junger Menschen, wie im „Michael Kramer“, wie in „Frühlings Erwachen“, sondern höchstens in eine ernste nachdenkliche Stimmung versetzt. Wie schon gesagt, liest die Darstellung unter der Unreinheit des Stiles. Hermann M e r z, der sonst für moderne Dichter eine glückliche Hand gehabt hatte, reichste mit Fleiß und gutem Willen diesmal nicht aus. Statt halbwirklicher Dämmerung brachte er scharfe Lichter, statt der musikalischen Geschlossenheit eines Oratoriums ein Kunsterbunt von naturalistischen Bildern und Szenen mit Ansätzen von expressionistischer feiner sollender Ekstase. Es war ein Herumtappen zwischen den Stilen; auch bei den Darstellern.

Der Februar verlief dann ereignislos. Zum ersten Male freilich lernten wir in Danzig Walter von Molo auch als einen Dramatiker kennen, der von Schiller, dem er bekanntlich in seinem zweibändigen Romanwerk ein schönes Denkmal setzte, eine ganze Menge mitbekommen hat; vor allem den Instinkt für das, was von den Brethern herab wirkt. Auch sprachlich schlägt er oft eine scharfe und handlichere Klinge. Molo steht in der Dichtung, die bereits aus dem Jahre 1917 stammt, die Entwirrung des Rätsels der menschlichen Kraft. Was ihm im Roman allgänzend gelang: fortreisende Gestaltung des Vorgangs, Bloßlegung der seelischen Not, Klärung und Überzeugung der Notwendigkeit des Geschehens, davon bringt er im Drama nur Züge. Immerfort wird der Dramatiker gehemmt vom Erzähler, der Dialog zerbrochen von Schilderungen dessen, was sich dramatisch entwickeln soll. Bericht folgt auf Bericht, und auch die dramatischen Wirkungen sind meist erkannt, triert,

errechnet. Was im Roman echt und ursprünglich ist, wirkt auf der Bühne hart und unnatürlich; auch die Gläubigsten im Banne vieler dichterischer Schönheiten und sprachlichen Schwunges erabnen hier mehr den Dichter, den der Dramatiker dennoch nicht ganz zu erdrücken vermag. Auch mit diesem Werke war Hermann Merz als Spielordner wenig glücklich und kam über irgend eine Schicksalstragödie nicht hinaus.

Eine lange und mit Spannung erwartete Erstaufführung von Kleff's „*Penthesilea*“ versackte vollkommen in provinzhafter Schablone. Da war überall ein peinvolles, allgemeines Hinken der Unzulänglichkeit, und hinter dem erhabenen (nicht einmal immer erhaben gesprochenen) Wort torkelte die Lächerlichkeit der Szene wie der Narr hinter dem König. Es ist besser, wenn man über diesen schlimmen Abend den Mantel verschönderten Schweigens deckt. Es ging arg her.

Tatenlos blieb auch der März. Er hub gleich in den ersten Tagen mit zwei fatalen Schmarren an: Mit dem albern-nichts-sagenden Lustspiel „*Der Gasthofschwäne*“ von Paul Eger und der Nathansenschen Bühnenmumie „*Hinter Mauern*“. Erst gegen das Ende hin gab es ein Stück des neuen Carl Sternheim, die auswärts überall vielgespielte „*Marquise von Arcis*“. Der alte hat mehr als ein halbdutzendmal den zeitgenössischen Bourgeois durch eine scharfe Lauge von Spott und Hohn geschleift, der neue kommt hier mit den ersten Jügen eines Skandaltragikers im Rokoko-Stil. Der alte war selbständiger Erfinder prächtig satirischer Episoden, meisterhafter Konstrukteur unergänglich echter Szenen, in denen die Feuerpeitsche auf den Spießbürger niederpiffte. Der neue wird Bearbeiter, Nachdichter, Umdichter. Und reicht nirgend bis zum Dichter. Er holt sich seinen Stoff bei dem untergänglichen Denis Diderot und nährt sich mit seiner unverdünnten Milch vier Akte hindurch. In diesen vier Akten ist alles glatt und geschmeidig, wird die Arbeit eines hohen Technikers erkennbar, der mit dem Theater Bescheid weiß, der flüssige, manchmal sogar echt französisch klingende Dialoge schreibt. Doch dann kommt ein abgezwungener fünfter Akt, der böses Kinotheater wird und des Hörers letzten Rest von Ungläubigkeit über den Haufen rennt.

Eine künstlerische Großtat brachte dann der April mit Hölderlins „*Der Tod des Empedokles*“ in der Bearbeitung von Wilhelm von Scholz. Ganz gewiß ist dieser Empedokles kein „Drama“. Der gewaltige Stoff von dem Philosophen und Priester, den das Volk nach Verkennung und Verlästerung aus der Verbannung als König heimholen will, der aber in Erkenntnis vom rechten Sinn des Lebens mit sieghaft erhobenem Haupt in den rauchenden Altna steigt, dem Volke seine Heilsbotschaft als Vermächtnis hinterlassend, ist nur ein Gedicht geblieben, ein Gedicht von tiefer Schönheit und Musikalität. In den Sieg dieses bedeutsamen Abends teilt sich mit Hermann Merz der Darsteller der Titelpartie Ferdinand Neufert, der eine in jeder Hinsicht überraschende, von starker

Persönlichkeit getragene und durchdrungene Leistung bot. Er gab der Rolle, was ihr in erster Linie gebührt: den Hölderlinschen Vers! Dieser Vers muß gesungen (nicht bloß gut gesprochen) werden. Wer das nicht kann, wer das Wesen der Lyrik nicht vollkommen erfasst hat, macht das Stück zur Unmöglichkeit; Neuert, der nach kleinen Proben uns zum ersten Male nach dem Kriege mit einer großen Leistung gegenübertrat, erwies sich hier als ein Darsteller von großem Format, der unzweifelhaft eine Zukunft hat. Einen ausgezeichneten Eindruck hinterließ auch die Neueinstudierung des „*Fuhrmann Henschel*“, in dem Dora Otfenburks ausgeprägtes Naturell mit der Partie der Hanne an beste Vorbilder erinnerte. Eines der wenigen Lustspiele, die mit Anstand im Spielplan einer besseren Bühne bestehen können, ist Lothar Sachs' „*Peterle*“, das sich auch beim Publikum großer Beliebtheit erfreut. Herr Rud. Schaper hatte sodann einen habnebüdigen Schmarren zur Aufführung erworben: „*Das Gastmahl der Liebe*“ des sonst geistvollen Feuilletonisten Kurt Kändler, das der Schauspieler Heinz Brede noch unerträglicher machte als es ohnehin schon war.

Mai: Der Lenz ist da, überraschend früh; das wird besonders im Theater spürbar, und man sieht häufiger leere Plätze. Außer einer miserablen Aufführung von „*Wallensteins Tod*“, die sich zudem noch als „*Neueinszenierung*“ vorzustellen wagte, brachte man einen Shaw und dazu noch den „*Arzt am Scheideweg*“. Und dazwischen dreht sich dann munter das alte Backfischkarussell „*Alt Heidelberg*“; es ist, weiß Gott, zum Bäumeanzerschnen.

Den Sommermonat Juni eröffnete der klägliche Schwank „*Die Mausefalle*“ von Bachwitz und Sturm. Da das Theater inzwischen immer leerer wird, zumal die Mietplätze aufgehoben sind, sehen mit einmal höchste Krastanstrengungen ein: eine vorzügliche Aufführung von „*Wenn der junge Wein blüht*“ des greisen Björnson und acht Tage zuvor die Lebensbotschaft des greisen Ibsen „*Wenn wir Töter erwachen*“, in ähnlich hochwertiger Art von Hermann Merz dargeboten. Zum Besten aber, was diese magere Spielzeit 1920/21 bescherte, gehört eine Neueinstudierung von Hauptmanns „*Die Weber*“. Es sollte mit diesem Bestreben der Beweis erbracht werden, daß niemand ins Theater gehe, wenn literarische Stücke gespielt würden. Freilich geht niemand gern ins Theater zu einer Zeit, wo man Gott dankt, den vier Wänden entronnen zu sein, wo die Linden blühen, und die blaue kühle Ostsee lockt. Dazu kommt noch, daß der Juni zu den sogenannten vier „*Wassermonden*“ gehört und im Publikum stets gegen Mai hin eine deutliche Theatermüdigkeit einsetzt. Weit anders aber hätte das Gesicht des Spielplanes ausgesehen, wären zugunsten dieser letzten wertvollen Stücke im Verlaufe des Winters drei Schmarren geopfert worden.

Nun hätte ich schließlich noch gern von großen Gassen gesprochen, die uns besucht haben. Doch

da bin ich gleich am Ende: Nur an einem Abend gaben Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer als Kosmersleute Proben ihrer großen Menschengestaltung. Robert Nihil aus Hamburg war nur gutes Provinzformat. Man sagt, die Pafffrage sei das Haupthindernis. Direktor Norman in Zoppot überwindet es leichtbar leicht. Von ihm und seiner Arbeit will ich hier das nächste Mal sprechen.

Künstlerische Zeitfragen

Von Rudolf Wolff

Es gehört wenig Geist dazu, gegen eine „Richtung“ zu Feld zu ziehen, wenn sie aus inneren Gründen heraus aufgehört hat, der unbedingt notwendige Ausdruck eines Erlebens zu sein. Der Expressionismus liegt im Sterben. Der Philister, der ihn nie begriffen hat, als unbedingt soziologischen Faktor des Erlebens der letzten Jahre, schimpft eine Grabrede über sein frisch gegrabenes letztes Ruhebett. Aber, so schreibt Friedrich Hebbel: „Der Philister hat sehr oft in der Sache recht, nie in den Gründen.“ Und die Gründe sind doch nun einmal das Entscheidende!

Wilhelm Worringer hat unter dem Namen „Künstlerische Zeitfragen“ (Verlag Hugo Bruckmann, München 1921) eine kleine Schrift erscheinen lassen, die meines Erachtens mit zum Bedeutendsten gehört, das über Kunst in letzter Zeit gesagt worden ist. Worringer hat diesen Vortrag in dem kleinen Kreis der Münchener Goethe-Gesellschaft gehalten. Daß durch die Wiedergabe seiner Worte alles, was „von Nuance und Tonfall abhing, zu Schlagworten zusammengedrängt und plakatiert“ wurde, waren die zwingenden Gründe, aus dem Vortrage eine Druckschrift werden zu lassen.

Es soll an dieser Stelle keine „Bewertung“ dieser in klarer Erkenntnis der Bedeutung der Kunst im modernen Leben geschaffenen Schrift gegeben werden. Von vorn herein besaß Worringer, daß man über eine Sache nur mit denen streifen kann, die letzten Endes gleicher Meinung sind mit uns, die, in unserm Falle, anerkennen, daß der Expressionismus uns ein vitales Muß unserer Entwicklung war. Von dieser Erkenntnis ausgehend, kommt er dann zu dem — für einen Kunsthistoriker schmerzlichen — Gedanken, daß Kunst als soziologischer Ausdruck des Erlebens heutzutage überhaupt nur noch „Randbemerkung“ und nicht mehr „der eigentliche Text unserer Kultur“ ist. „Die Kunst hat einmal im Text gestanden — mitten drin — heute steht sie unwiderstlich am Rande...“ Worringer weiß nach, wie groß der Unterschied zwischen dem Inhalt moderner und der vom Expressionismus so heiß verehrten Gotik, Barock, primitiver und asiatischer Kunst ist.

Der „Untergang des Abendlandes“ von Spengler wird, rein in der Art seiner Fassung, als Symptom blühender Erkenntnis vor dem Absturz bewertet. Das Mißverhältnis zwischen einem Kunstverständnis heuchelnden Publikum, das einen ideologischen Überbau von Gefühls- und andern Konventionen mit sich herumschleppt,

und der nur noch durch Fiktionen bestehenden Kunst führt zu verzweifeltstem Lachen. Worringer gehört zu den Wenigen, die den Dadaismus — wie er in Zürich ursprünglich gedacht war — als das erkennt, was er wirklich ist. „Dem Bürger die Augen endlich darüber zu öffnen, daß die Kunst nicht mehr da ist, und daß er vor einer Alttape opfert.“ „Aber“, sagt er resigniert, „das ist ja nicht jedermanns Sache.“

Nach diesen Negationen kommt dann das Positive seines Erkennens. Kunst als solche bedeutet heute nur noch Flucht vor der Leere. Wenn Kunst nicht mehr die soziologische Unbedingtheit organischen Wachstums besitzt, was haben wir dann an ihre Stelle zu setzen? Haben wir überhaupt etwas an ihre Stelle zu setzen? Die schöpferische Sinnlichkeit, die heute dem Kunstwerke fehlt, ist in unsere Intellektualität geflossen, um von dort aus Geist zu werden. Die wahren Kunstleistungen unserer Zeit liegen in der geistigen Vitalität. Die Erkenntnis griechischer, indischer, japanischer oder mittelalterlicher Kunst hat Bücher hervorgebracht, deren überweltliches Abnugs- und Einfühlungsvermögen diese Kulturen für uns transparent werden lassen, wie nie zuvor. Nicht nur ihre Form, auch ihre Formvoraussetzungen haben wir erkannt. Hier liegt unsere vitale Konzentration. „Der wahre Zeitexpressionismus lebt nicht in der neuen Optik unseres Auges, sondern in der unseres Geistes.“

Worringer spricht in erster Linie von den Werken der Malerei und Plastik. Aber, so fragen wir uns, sollte das Ähnliche nicht auch auf dem Gebiet der modernen Literatur herrschen? Der, der über diese Erscheinungen als soziologische Faktoren nachdenkt, begreift jede Kunstäußerung dann als wahr, wenn sie unbedingt Ausdruck einer Persönlichkeit ist, die ihrerseits mehr oder minder in die Gesamterscheinung einer bestimmten Kultur hineingeht. Die Jahre, die uns vorhergingen, mußten den, der persönlich zu gestalten vermochte, zu dem führen, was wir als stärkste, letzte Konsequenz des Kunstlebens unter dem Namen Expressionismus zusammenfaßten. Aber dieser Expressionismus bildete eine Erscheinung, die nicht mehr, wie alle große Kunst, soziologischer Faktor einer ganzen Nation, sondern Merkmal einer bestimmten, intellektualistischen Individualität war. Meist, fast nur in der Großstadt gehend. Der Kleinstadtbürger stand und steht dieser Kunst mit einer geradezu kindlichen Unbehilflichkeit gegenüber, die ihn — eine Art Selbstschutz — als einziges Abwehrmittel in seiner Fremdbildung diesen Erscheinungen gegenüber zu ungerechten und oft unlogischen Angriffen verleitet. Dem Nachdenkenden ist das ein tieferes Symptom. Er fragt sich, ob überhaupt die Großstadtkunst im letzten Grund auch nur das Geringste zu tun hat mit dem Kunstwillen eines Volkes; so wie der Bau eines Domes der notwendige Ausdruck ganzer Volksgenerationen war. Die Literatur der letzten Jahre gehört ebenso wie die Kunst einer Flucht vor der Leere an. Was bleibt? Die unkünstlerische provinzielle Kunstleistung, die sich erschöpft im Abbilden

lokaler Motive oder die im Goethe-Stil deklamiert. Wir haben keine Kunst und keine Literatur mehr, die Ausdruck einer Gesamtheit ist. Was weiß man in der Provinz von Werfel, Wedern, Stramm, Lichtenstein, Heym und all den andern. Es ist fraglich, ob in 50 Jahren mehr als ihr Name in den Literaturgeschichten stehen wird. Eine Überproduktion, die keinen überragenden Wert schaffen kann, ebenjo wie auf dem Gebiet der Plastik und Malerei.

Aber ein feinsüßliches Erkennen des bisher Gewesenen, viele kluge Erkenntnisse, treffende Urteile über das Wesen der Kunst. Wir haben Verwandtschaft mit den Intellektualisten der Früh-Romantik. Und wir sind Skeptiker geworden. Die Kritik gilt als Kritik nur noch, wenn sie als solche eigene Schönheit aufweist. Relativität aller Dinge.

Langsam hört der Expressionismus auf. Kluge Köpfe erkennen, daß er die stärkste Spannsaite künstlerischen explosiven Gestaltens war. Wir werden rein Erkennende, Wägende, Kritisierende, die Vitalität der Sinne ist umtransportiert in die Vitalität des Geistes. Wir sind nicht mehr naiv genug, um Künstler zu sein.

Ergebnis des Preisausschreibens für ein „Danziger Sagenbuch“

70 Arbeiten gingen ein. Sie alle wurden von den Preisrichtern zugelassen, obgleich einige äußerlich den Anforderungen nicht genügten. Von den Arbeiten erhielten 29 Preise. Da aber nur 25 sich für den Druck eigneten, für 30 aber Preise zur Verfügung standen, so beschloßen die Preisrichter, einige Darstellungen, die sich besonders heraus hoben, auch besonders auszuzeichnen. Sie gaben daher 2 erste Preise, 6 zweite Preise und 17 dritte Preise. Drei Bearbeitungen schieden bei der Verteilung aus, weil das Verlagsrecht bereits vergeben war. Der Rest wurde zu Trostpreisen für 4 gute, aber nicht druckfähige Sagen verwandt.

Als Preisrichter wirkten: Herr Dr. Carlstenn, Fräulein Margarete Froese, Herr Rektor Kamulski und Fräulein Dr. Rundkel.

Von den eingesandten 70 Arbeiten wurden folgende mit Preisen bedacht:

Erste Preise:

Der Spielmann von Gribno (Wald wieder unser), Gertrud Licjewski, Elbing, Spiringstraße 30.
Der Hängopp (Altestes bewahrt mit Treue), Gertrud Licjewski, Elbing, Spiringstraße 30.

Zweite Preise:

Heiligenbrunn (Harmonie), Annemarie Schmidt, Lehrerin, Langfuhr, Ferberweg 4. Eine Nacht a. d. Speicherinsel (Selam, tu dich auf), Elsa v. Bockelmann, Danzig, Ottomin u. Odmina (Lebt ein Lied), G. Licjewski, Elbing, Spiringstraße 30. A. d. Speicherinsel zu Danzig (Wintertzeit), Frau E. v. Winterfeld-Warnow, Eberswalde, Bergerstraße 58. Die wandernden Urnen, Frl. Rose, Danzig, Hundegasse 371. Ottomin

u. Odmina (Helmschmuck), Anna Neumann, Berlin SW. 11, Kleinbeerenstraße 4111.

Dritte Preise erhielten:

Annemarie Schmidt, Langfuhr, Ferberweg 4. Otto Müller, Danzig-Bröfen, Konzeßstraße 2. Maria Gerbrandt, Berlin-Seglitz, Virchowstraße 1711. Editha v. Grobdeck, Hagen i. W., Emsterstraße 84. Maria Brie, Dr. phil., Breslau XVI, Vogelweide 187. Frau E. v. Winterfeld-Warnow, Eberswalde, Bergerstraße 58. Martha Kummer, Neufahrwasser, Elsa v. Bockelmann, Danzig. Gertrud Hildebrand, Lehrerin i. R., Gr. Plehnendorf, Danz. Niederung. Marie Brie, Breslau XVI, Vogelweide 187. Jenny Wäff-Bulcke, Danzig, Hintergasse 10.

Trostpreise gingen an die folgenden Verfasser:

Gertrud Hildebrand, Gr. Plehnendorf, Danziger Niederung. Adolf Miehle, Oberlehrer a. D., Langfuhr, Hochstrieß 28. Annemarie Schmidt, Lehrerin, Langfuhr, Ferberweg 4.

Von unseren Mitarbeitern

Von der Heimatbewegung ist in unserer Zeitschrift schon häufiger die Rede gewesen. Wir weisen besonders auf den einleitenden Aufsatz in der Sonderausgabe „Heimat“ (2. Jahrgang, Heft 2) von Dr. Hermann Strunk hin. Eine führende Rolle in der Heimatbewegung des Ostens nimmt Mar Worgigki, der Vorsitzende des Masuren- und Ermländerbundes, ein. Erst kürzlich erschien seine „Geschichte der Abstimmung in Ostpreußen“, eine anschauliche Schilderung des Krieges am Ermland und Masuren. (Verlag R. F. Köhler, Leipzig, 1921, Pr. 25 Mk. in Halbleinen.) Wer die schwere Arbeit vor, während und nach der Abstimmung, wer die Schachzüge, durch die uns das Land entrisßen werden sollte, wer echte, deutsche treue Arbeit kennen lernen will, der vertiefe sich in das Buch, das einen Wert über die Gegenwart hinaus besitzt. Der Ostdeutsche Heimatdienst Allenstein hatte einen schweren Kampf zu bestehen, da nach dem Zusammenbruch vom Reich keine Hilfe zu erwarten war. Auch die Tätigkeit der internationalisierten Kommission brachte keine Erleichterung. Der Beweis deutscher Treue, deutscher Vaterlandsliebe, deutscher Einheit und nicht zuletzt deutscher Tatkraft ist durch den Sieg bei der Abstimmung erbracht. Das wertvolle Buch, das auch Verbreitung im Reich verdient, ist mit einem Vorwort des bekannten Deutschenführers in Polen Adolf Eichler und mit einem Schlusswort des früheren Reichskommissars für das Abstimmungsgebiet W. Freiherrn von Gahl, der sich während dieser Tätigkeit in jeder Hinsicht auszeichnete, versehen.

Vom Ostdeutschen Heimatdienst Allenstein ist „zur Erinnerung an die Abstimmung in Masuren und Ermland“ ein mit vielen Bildern versehenes Gedenkbuch, das die große Arbeits- und Opferfreudigkeit der Mitarbeiter jener entscheidenden Zeit zeigt, herausgegeben. Adolf Eichler weist

in seiner Einleitung auf die rege Aufklärungsarbeit in seiner Heimat hin, die zu einem so schönen Ziel führte. Wir sehen die für das Deutschtum kämpfenden Männer in Allenstein, die Leiter der Kreis- und der Berliner Geschäftsstelle. Die Bilder führen uns in den Landkreis Allenstein, auf ermländische Dörfer, zum deutschen Tage nach Łözen, Osterode, Bischofsburg, Marggrabowa, Łyck und Neidenburg. Bei diesen beiden genannten Büchern fällt es auf, daß sie in Leipzig und nicht in Ostpreußen hergestellt worden sind. Sollen wir nicht im Osten Verleger haben, die dieser Aufgabe gerecht werden können? —

Max Worgitzki ist als Mitarbeiter ostdeutscher Zeitungen und Zeitschriften bekannt. Er steht seit Jahrzehnten in der Heimatbewegung des Ostens. Im Verlag W. Härtel und Co., Leipzig, ist sein Schauspiel in drei Aufzügen „Hercus Monte“ erschienen (Pr. broschiert 2 Mk.). Das historische Werk wurde in Allenstein aufgeführt. Der Verfasser behandelt darin den Kampf der alten heidnischen Preußen gegen den Deutschen Ritterorden. Ihr Anführer, der Herzog Hercus Monte, der seinem Volk die Freiheit erhalten will, geht zugrunde. Das historische Schauspiel zeigt die dramatische Begabung Worgitzkis. Ein Lustspiel von ihm wird in diesem Herbst im Hoftheater in Berlin aufgeführt.

Professor Dr. Emil Schnippel, geb. 1847 zu Schönebeck a. d. Elbe und vorgebildet auf der Lateinischen Hauptschule der Frankischen Stiftungen zu Halle, studierte deutsche und klassische Philologie, namentlich unter Müllenhoff, Mommsen und Conze und war amtlich zunächst in Thüringen und Oldenburg tätig. 1883 als Gymnasialoberlehrer nach Osterode berufen, fand er in der Ostmark eine zweite Heimat und in ostmärkischer Geschichte und Volkskunde ein weites und bald liebgewordenes Arbeitsfeld. Durch seine Wanderungen in Ostpreußen und Westpreußen zum Studium von Land und Leuten und durch zahlreiche Beiträge in der Altpreussischen Monatschrift, der Berliner Zeitschrift für Volkskunde, den Oberländischen Geschichtsblättern und anderen wissenschaftlichen Organen, sowie als korrespondierendes Mitglied der Altertums-gesellschaft Prussia wurde er auch weiteren Kreisen bekannt. Seit 1913 ist er infolge eines schweren Augenleidens im Ruhestande und nach Berlin-Lichterfelde übersiedelt. Professor Schnippel ist nach endlicher glücklicher Heilung dort als Privatgelehrter tätig.

Johannes Dziubiella ist am 2. Juni 1881 in Königsberg i. Pr. geboren. Er verlebte seine Jugendzeit in Braunsberg, der Hauptstadt des Ermlandes. Dort befand er im Jahre 1900 das Abiturium am humanistischen Gymnasium in Braunsberg. Sein Studium führte ihn nach Königsberg. Die Gebiete seiner Studien waren deutsche Sprache und Literatur und die neueren Sprachen (Französisch und Englisch). Am meisten vertiefte er sich in die Geschichte der Muttersprache und der deutschen Literatur, die ihn von Jugend an stark fesselte. 1906 machte Dziubiella sein Staatsexamen und nach zweijähriger Aus-

bildung in Bartenstein wurde er in Łözen am humanistischen Gymnasium als Studienrat angestellt. Neben kleineren literarischen Arbeiten für Zeitungen kam 1913 die Zeitschrift zur Pflege des Heimatfinnes (Altpreussische Rundschau) heraus, die Dziubiella zusammen mit noch einem Herrn leitete. Diese Arbeit wurde durch den Krieg unterbrochen. Das Bändchen Gedichte „Blumen im Strauß“ (1907) ist heute vergriffen. Ein neuer Band Gedichte soll veröffentlicht werden.

Johannes Dziubiella war Mitherausgeber der Heimatzeitschrift „Grenzland“, deren schöngeistigen Teil er ein Jahr zum Wohle seiner Heimat leitete. Er legte das Amt auf eigenen Wunsch nieder. Seitdem ist er Mitarbeiter unserer Zeitschrift geworden, über die er uns kürzlich schrieb: „Von ganzem Herzen freue ich mich über das Ausblühen der Ostdeutschen Monatshefte, deren Mitarbeiter sein zu dürfen mich stolz macht. In dieser herrlichen Heimatzeitschrift ist das verwirklicht, was mir bei der Gründung der Altpreussischen Rundschau vorschwebte.“

Karl Herbert Kühn hat Verdienste um das Deutschtum im Osten. Er steht in enger Beziehung zu der Zeitschrift „Unsere Heimat“, die in Königsberg herauskommt und der Förderung der Heimatbewegung dient. Wir möchten sie an dieser Stelle zur weiteren Verbreitung in allen Kreisen empfehlen. Unter ihren Mitarbeitern finden wir hervorragende Ostdeutsche.

Die Brüder Skowronnek, die im Forsthaus Schuiken, Kreis Goldap, geboren, sind im Osten bekannt. Fritz Skowronnek schildert in seinen Romanen häufig die Not der Grenzlande. Viele seiner literarischen Arbeiten behandeln das Masurenland. Während der Abstim-mungszeit und auch später hat er sowohl in der Heimat wie im Reich im deutschen Sinne gewirkt. Wir kommen später auf sein Wirken und Schaffen zurück.

Von Rektor Plenzat haben wir schon verschiedentlich berichtet. Auch er steht in der Heimatbewegung und hat sich besonders eifrig mit dem masurischen Volkslied und Leben beschäftigt. Seine Sammlungen masurischer Volksüberlieferungen und neuer Übertragungen masurischer Volkslieder, von denen wir einige Proben bringen, sind bekannt. Demnächst erscheint ein neues Buch masurischer Märchen aus Ostpreußen. Die deutsch-litauischen und masurischen Volkslieder mit Lautensang von Heinrich Scherrer und Bildern von Robert Budzinsky kommen in zweiter verbesserter Auflage (5.—8. Tausend) im Verlage Friedrich Hofmeister in Leipzig heraus. Er gehört dem Arbeitsausschuß des kürzlich gegründeten Marienburgbundes an.

Zum Schluß sei noch der jetzt in München lebende Dr. Walther Harich-Altenstein genannt, der in einem der letzten Hefte zu Worte kam. Wir erwähnen hier seine große zwiebändige Biographie über seinen Landsmann E. T. A. Hoffmann, die ebenso wie sein Roman „Die Post von Tulemont“, seine Dichtung „Der Turmbau zu Babel“ und ein Band Gedichte im Verlag Erich Reiß, Berlin, erschienen sind. —

Buchbesprechungen

Lacht uns dafür sorgen, daß in dem neuen Deutschland nicht die Wurzel unserer Kraft, deutsche Innerlichkeit und deutscher Idealismus austrocknen!

Georg Steinhausen

Unser Masuren in Forschung und Dichtung. Herausgegeben von Harry Schumann. Mit 24 Bildern. Leipzig. Hermann Schläpfl, Verlag.

Ein höchst zeitgemäßes, über alles, was Masuren betrifft, fesselnd unterrichtendes Buch, das allen Freunden Ostpreußens sehr willkommen sein wird. Haus, Behörden, Bibliotheken und Schulen sei es in gleicher Weise empfohlen. Besonders wertvoll sind die eingehenden Ausführungen über Masurens Geschichte, die bis auf Ptolemäus zurückgeführt sind, der bereits als Volksstamm die Galinder (180 n. Chr.) anführt. Zahlreiche römische Kaifermünzen, die heute noch in Masuren gefunden wurden, liefern den Nachweis, daß hier eine römische Handelsstraße nach der baltischen Bernsteinküste hindurchführte. Die Galinder hatten im ersten christlichen Jahrtausend viele Kämpfe mit Russen und Polen zu bestehen. Sie waren ungewisselhaft preußischen Stammes. Der Aufsatz schildert dann weiter die Germanisierung des Landes durch den Deutschen Ritterorden, die Kolonisation durch Deutsche und Polen, die Tartareninvasie, die Heimsuchungen des Landes durch die Pest usw. In einem zweiten Aufsatz wird eine eingehende Darstellung des Landes, seiner Seen und Wälder, seiner Kultur, des Wesens und der Volkstümlichkeit seiner Bewohner gegeben. Diese liebevolle Schilderung wird ergänzt durch einen weiteren Aufsatz „Wanderungen durch Masuren“ und auch durch die Sonderstudie von Julius Schumann „Eiche in Masuren“. Weiter wird in einer Skizze die Geschichte der Philipponen behandelt, jener russischen Sektierer, die sich in mehreren Waldödnern der Johannisburger Heide (seit ca. 1700) angesiedelt haben. Die Lieblingsgestalt der Masuren, der Prediger und Dialektiker Michael Pogorzelski wird in einer Studie von Harry Schumann höchst lebendig und drastisch charakterisiert. Masurenische Volkslieder, ein Aufsatz „Masuren im Spiegel zeitgenössischer Dichtung“, Gedichte von Walter Heymann, A. K. T. Ziolo, Agnes Miegel, Erzählungen und Heimatbilder von Hermann Sudermann, Carl Bulcke, Fritz Showronnek bilden den weiteren Inhalt des mit vortrefflichen Nachbildungen photographischer Aufnahmen, Landschaftsbilder aus dem Gebiete der masurenischen Seen, ausgestatteten Buches.

Hans Benjann

Alfred Hein: Die Frauenburger Reise. Entdeckung einer ostpreussischen Landschaft. Ludwig Goldstein dem Heimatfreund gewidmet. Mit Bildern von Franz Hein. Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Mir war, als reise ich selber mit, als ich dies liebliche Büchlein las. So groß ist die Kraft der Veranschaulichung bei diesem jungen Dichter, daß er uns wie Georg Hermann zwingt, alle

Dinge zu sehen, die er sieht, und sie so zu sehen, wie er sie sieht. Womit ich aber nicht sagen will, daß Hein und Hermann wesensverwandt seien.

Wie Hein es selber sagt, so hat man beim Lesen dieser Reise das Gefühl, sich in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zu befinden, und immer steht mir das friedvoll-glückliche Bild der Schwindschen „Hochzeitsreise“ vor Augen. Und es ist ja auch eine nachgeholte Hochzeitsreise.

Was mich aber bei diesem jungen Künstler, der die Sprache so prächtig meistert, besonders freut, ist dies, daß er es nicht verschmäht hat, seine nach meiner Meinung für höchste Dichtungen ausreichende Kraft für ein kleines Heimatbüchlein zu verwenden; denn unsrer geistlich aufgeschaffenen Heimatliteratur tut es not, unter all die vielen Dilettantenfunden die echte Naturblume eines ganzen Künstlers zu stellen. Das ganze Büchlein tut durch Ausstattung, Text und Bildbeigaben ungemein wohl, weil alles mit feinstem Kunstempfinden einander angepaßt ist.

Und einen Satz, ein Perlchen aus der zahlreichen Kette will ich wenigstens hierherheben:

„Und es ist süße Legende, zu denken, nun geht des Himmels Königin durch unsrer Lieben Frauen Burg und segnet Garten, Hof und Haus.“

Ich meine, der alte Kopernikus wird liebevoll aus seiner Himmelshöhe herabschauen und eines Nachts bei Mondenschein in seinem Sternkundturm dies Büchlein lesen. **K o p e r n i k u s**

Carl Hauptmann: Das Kostümgenie. Mit vier Original-Lithographien und zwölf Textzeichnungen von Arthur Rudolph. Eitenbrücke Nr. 2; Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin W. 62.

Eine kleine literarische und buchhändlerische Kostbarkeit liegt in dieser Veröffentlichung vor mir. Der Dichter zeigt sich in dieser Skizze von einer Seite, die wir sonst kaum an ihm kennen. Er schildert — oder deutet vielmehr eigentlich nur an — den Werdegang, die ästhetische Kultur, den Phantasierausch und das Seelenleben einer Damenmodenkünstlerin. In dieser unerhört anschaulichen Darstellung schweigt Hauptmann in Vorstellungen von äppigstem, raffiniertem Luxus und einer sinnverwirrenden, schier bekümmerten Farben- und Formenpracht. Dem Stoff entsprechend ist der Stil der Darstellung, die in echt expressionistischer, dabei mit glänzender Meisterhaft durchgeführter Manier aus abgerissenen, hingeschleuderten Sätzen, Satzfragmenten und kühnen Wortballungen Bilder von mitreißender Lebendigkeit, flammender Glut und stärkster Einprägsamkeit entwirft.

Eine so bunte, leuchtende, phantasierende Darstellung mußte naturgemäß den geistesverwandten Zeichner zu den verwegenen Illustrationen locken. Arthur Rudolph betont in seinen Lithographien und Textzeichnungen vor allem den gleißenden, verschwimmenden, sinnenge-

peitschten Charakter dieser tosenden Kleider- und Entkleidungssymphonie. Halb gespensterhaft, in selbstam verschönernden, grotesken Linien, voll rauschender Bewegung und die genießerhafte Geilheit stark unterstreichender Charakteristik ist der Wesenskern dieser trunkenen, aufwühlenden Gewänderpielerei scharf herausgehoben.

Der Verlag hat dem entzückenden Werkchen eine durch großen, klaren Druck auf feinstem, starkem Papier und sorgfältige, geschmackvolle Buchbinderarbeit ausgezeichnete Ausstattung angeeignet lassen, die die Veröffentlichung zu einem erlesenen Leckerbissen für Bücherfreunde macht.

Dr. Wilhelm Volze

Herbert Lipp: *Alles um Frieden*. Ein Roman. J. Hermann, Herz-Verlag, Berlin.

In dem Geleitwort, das der leider noch immer wenig gekannte Schriftsteller Walther Nibbach-Stahn diesem Roman voransetzt, spürt man die Freude über dies Werk und seinen Dichter. Und wirklich! Es ist ein Buch „mannhaften Geistes“. Frei von jeder Rücksicht auf sich breitmachende, engherzige, starre Selbstherrlichkeit lebt sich ein Idealismus, eine Bekennertreue, ein Tatmenschen aus, das zielbewußt nicht nur den Weg zur Ehrlichkeit des Herzens zeigt, sondern ihn auch allen voran geht. Die Lebensanschauung seines Vaters macht der Sohn Siegfried zu seinem Evangelium. Was er in dem letzten Gruß seines verstorbenen Vaters fand, jenem Briefe, der wenige Tage vor dem Tode geschrieben und unvollendet geblieben war, das wird ihm ein kostbares, heiliges Vermächtnis. „Kein wahrhaftes, ernstes Streben nach dem Guten kann je falsch oder gar umsonst sein; es bleibt immer ein Segen zurück. Und läge er nur in dem schönen Bewußtsein, das Gute allzeit erstrebt zu haben. Mir scheint, als werden wir so auch der Quelle alles Guten, Gott, ständig näher gebracht, sodaß wir schließlich das Höchste empfinden lernen, was es hier gibt: seine Nähe anbetend zu ahnen.“ „Jede Arbeit ist Gottesdienst. Ich glaube, es kann kaum etwas Schöneres geben, als in zarten Menschenseelen die Sehnsucht nach Wahrheit zu wecken. Die engen Schranken, die uns von seinen der Aufsichtsbehörden her einzuwängen, dürfen dann dich auch nicht hindern, zu sagen, was du allein vor deinem Gewissen verantworten kannst.“ So will er denn ein Vorkämpfer des Guten werden. Sein Denken ist Reinheit, eine ständige Abwehr gegen die Unreinheit der Alltagsmenschen und den Schmutz der Straße. Seine Examenspredigt am zweiten Weihnachtsfeiertag wird zu einem Jubelhymnus auf den Frieden auf Erden. Innere Einkehr bringt Umkehr, Herzensrevolution — den Frieden. Die Grundlage zu einer Völkerannäherung sieht er in der Einigkeit des guten Willens bei allen Menschen (hominibus bonae voluntatis, das heißt „unser den Menschen, die guten Willens sind“ — Weihnachtsbotschaft!). Nur wenigen Großmenschen war diese Predigt aus dem Herzen gesprochen, sehr vielen Kleingeirnen überpannt und verdrückt, der Behörde äußerst gefährlich. Er selbst ver-

zichtet auf die Ordination und widmet sich der Arbeit im Dienste des Komitees für Volksverständigung. Mit einer eigens zu einem Weltflug erbauten Maschine zieht er als Delegierter zu den anderen Völkern, die Welt die Friedensbotschaft zu lehren. — Ein himmelführender Idealismus liegt in dem Buch. Gottlob, daß wir noch Männer haben, die in dieser verrotteten Zeit Ideale predigen, deren Kraft anregend, ja begeistern wirkt, wenn auch der kühle Verstand — vorläufig jedenfalls an einem Erfolge zu zweifeln wagt. Gewiß brauchen wir heute zu allernächst eine Verständigung unter uns Deutschen; nur auf nationalem Boden kann unsere Zukunft wachsen. Aber dieses Buches Ideen weisen auch dazu die rechten Mittel auf: „Vorkämpfer des Guten“ werden. Und sind auch die Personen nicht immer in Leben umgelegt, mühen sie auch hie und da als nur geschrieben an, des Dichters Ideenwelt, die sie verkündigt, macht sie uns glaubhaft.

Johannes Dziubiella, Löhen

Eingefandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

- Walther Lenz: „Blühend steigt ein Rauch ins All“. Erdgeistverlag, Leipzig.
- Erwin Erich Lorenburg: „Stunden der Inbrunst“. Auroraverlag, Dresden. Geb. 7,50 M.
- Leonhard Schrickel: „König Wode“. Verlag Th. Weicher, Leipzig.
- Ludwig Emfers: „Bunter Garten“. Auroraverlag, Dresden. Geb. 10 M.
- Wilhelm Plag: „Wege der Liebe“. Auroraverlag, Dresden.
- Erich Boldt: „Spren“. Auroraverlag, Dresden.
- Erwin Erich Lorenburg: „Liebesopfer“. Verlag Oskar Laube, Dresden.
- Elisabeth Gnade: „Sarkoschin“. Carl Reißner Verlag, Dresden.
- Franz Görlch: „Gestern und Heute“. Verlag Josef Hermann, Neisse. Geb. 12 M.
- Berthold Sutter: „Der sterbende Krieg“. Verlag F. W. Grunow, Leipzig. Geb. 18 M., geb. 25 M.
- Paul Scherbar: „Von Zimmer zu Zimmer“. Verlag Alfred Richard Meyer, Berlin-Wilmersdorf.
- Walther Clasen: „Die Germanen und das Christentum“. Hanseatische Verlagsgesellschaft, Hamburg. Geb. 16 M.
- Dr. Paul Fleckeller: „Ethik für Deutsche“. Andreas Perthes, Verlag.
- Cäsar Fleischlin: „Mandolinen, Leierkasten und Kukuk“. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin. Geb. 12 M.
- Felix Zimmermann: „Pallister“. Inselverlag, Leipzig.
- Gustav von Dicksbüth-Harrach: „Im Felde unbeseigt“. Der Weltkrieg in 28 Einzeldarstellungen. Verlag F. J. Lehmann, München. Geb. 18 M., geb. 28 M.
- Leonhard Schrickel: „Das Buch der Könige“. Verlag Th. Weicher, Leipzig. Geb. 16 M., geb. 22 M.
- Ricarda Buch: „Entpersönlichung“. Inselverlag, Leipzig. Geb. 15 M., geb. 24 M.
- „Der Nibelunge Not.“ „Rudrun“. Herausgegeben von E. Siewers. Geb. 36 M.
- Hans Frank: „Machtir“. Verlag Reclam, Leipzig.
- Wilhelm von Humboldt: „Briefe an eine Freundin“. Wegweiserverlag, Berlin. Herausgegeben von Guhnhäuser.

Hermann Horn: **Der heilige Xaver.**
Verl. Egon Fleischel & Co., Berlin. 1920.

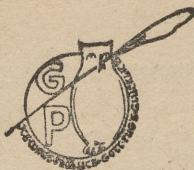
Menschenfchicksale bauen sich auf und werden zertrümmert, und inmitten all dieser Unerbittlichkeiten des Schicksals und Geschehens steht Xaver Bauer, der Held dieses Romans, und sucht vergeblich im Glauben, im Denken und Handeln einen Weg zwischen den Mächten, die sein armes, kleines Menschenleben erdrücken und verwirren wollen.

Seelisch zu tiefer erschüttert von dem auf ihm ruhenden Verdachte, den Jäger Rutenbeil beim Wildern erschossen und beraubt zu haben, gesteht Xaver Bauer alle seine kleinen Sünden und Vergehen, seine Jagd- und Wildfrevel, seine Verzweiflungsstaten und Gedanken, Ergriffen von seiner Reue, von dem Schauspiel eines tief religiösen Menschen, der keinen ehrlieheren Wunsch kennt, als mit Gott und der Welt seinen Frieden zu machen, ermahnen ihm mächtige Gönner und Helfer, die ihm die kurze Zeit der Gefangenschaft erleichtern, ihm die Rückkehr ins bürgerliche Leben ermöglichen. Hin- und hergeschüttelt von Erlebnissen gegensätzlicher Art, faßt ihn das Schicksal, kaum frei geworden, und bringt ihn aufs neue schuldlos in den Verdacht, in der Notwehr einen Menschen, den Sohn seiner Wohltäterin, erschlagen zu haben. Und er erkennt mit einem heimlichen Schauer vor den Unergründlichkeiten des Daseins, daß er sein Leben ebnet, anderen hilft und innerlich frei und leicht wird, wenn er eine Schuld eingesteht, welche er niemals begangen hat. Er tut es und wird so in Wahrheit ein heimlicher Kreuzestträger, ein durch das Leid geheiligter Mensch.

Und neben diesem einfachen und doch selbstamen Menschen steht als ergreifendste Gestalt des ganzen Buches seine Wohltäterin, die schöne, vierzigjährige Baronin Pforden, an der das Leben vorübergegangen ist, und die nun noch einmal, ehe die Jugend und Fülle des Lebens gänzlich von ihr scheiden, eine bekämpfte, zitternde Liebe zu dem schönen, starken und weichen Xaver Bauer erfährt. An dieser Liebe zu einem Menschen, den sie nie besaß, nie besitzen durfte, zerbricht sie beinahe, als sie erfahren und glauben muß, daß er ihren Sohn getötet habe. Bis zuletzt sie es wie jener lernt, den Fügungen des Schicksals sich zu beugen, tiefere Zusammenhänge abend zu erfassen und mit lächelnder Resignation Jugend, Schönheit und Hoffnung entgleiten zu sehen.

Aber und hinter dem allen steht der Dichter, der ernst, fast kühl, und doch im Innersten mitleidend und mitergriffen, erzählt. Der die Schleier von den unruhig schwankenden Seelen zieht, der uns lehrt, daß es nichts Absoletes im Menschenleben gibt. Der Schicksale und Seelen entfaltet und sondiert, um schließlich uns zu sagen: Das alles mag merkwürdig und verworren erscheinen; aber wer weiß die Quelle, aus welcher alles fließt? Es lohnt nicht, traurig zu werden. Es ist so!

Wolfgang Federau



Soeben erschien in unserem Verlag:

Dostojewski als religiöse Erscheinung

von

Theophile von Bodisco.

Klein-Quart. — In wirkungsvollem Kartonnageband.
Ladenpreis 10.— M.

Der Geist Dostojewskis dringt immer tiefer in das europäische Denken ein. Daß hier keine Modererscheinung vor sich geht, daß der Siegeszug Dostojewskis als eine naturnotwendige Entladung in der ausgedörrten schwülen Geistesatmosphäre unserer Zeit anzufehen ist, zeigt sich in reiflicher Klarheit in dem Buche von Theophile von Bodisco „Dostojewski als religiöse Erscheinung“. Hier spricht kein Philologe oder Literat, hier dringt ein von derselben feinsten Empfindsamkeit, von dem gleichen unbändigen Drang nach letzter Klarheit und religiöser Erkenntnis erfahreter Mensch dem russischen Meister nach und offenbart uns so seine letzten Tiefen. Es ist ein seltsames Buch. Von welchem Gesichtspunkte man es auch betrachten mag, immer bietet es ein reiches vollendetes Bild, denn die echte russische Volksseele und damit die Psyche des Bolschewismus ist mit der gleichen Klarheit herausgearbeitet, wie das ungemein feine, oft bis ins Krankhafte gesteigerte Seelenleben des einzelnen Dostojewskischen Menschen. Alles ist bis auf seine Grundelemente zurückgeführt und dennoch steht das gesamte Schaffen Dostojewskis als ein lebensvolles Ganzes in bewundernswerter Plastik vor dem Leser.

Von derselben Verfasserin erschienen im vorigen Jahre in unserem Verlage nachstehende mit großem Beifall aufgenommene Romane:

Aus einer verklingenden Welt.

Geheftet 16.— M.

Halbleinenband 22.50 M. Leinenband 25.— M.

Imittierter Halbfranzband 26.50 M. Halblederband 50 M.

Das Kirchspiel von St. Lucas.

3. Auflage. Geheftet 16.— M.

Halbleinenband 22.50 M. Leinenband 25.— M.

Im Hause des alten Freiherrn.

3. bis 4. Tausend. Geheftet 15 M. Gebunden 22.50 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W. 35.

Gewissen

Für den Ring herausgegeben von Ed. Stadler
Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das
jetzt im **„Gewissen“**
3. Jahrgang.

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffent-
liche Schäden und Schädlinge, gegen Fremd-
herrschaft und Schiebertum. Der Ring ver-
tritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stadler

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:
Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Hein-
rich von Gleichen, Max Hildebert Boehm,
Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich,
Hermann Albrecht, Ernst Kriek, Rudolf
Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Willy
Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Böhmner, Paul
Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Röhr, Karl
Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-
Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl
Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert
Vögler, Reinhold Georg Quaat, Georg von
Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther
de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich
Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert,
Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28, —
durch den Verlag, im Postbezug M. 9, —
vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pfg. Die
Jahresbezieher gehören zum Ring und
haben Anspruch auf Werbeprämien aus
der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:
Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postscheckkonto Berlin Nr. 81654

Hans Sterneder: **Der Bauern-
student.** Roman. Titelbild von Hans
Thoma. — E. Staackmann, Leipzig. 1921.
388 Seiten. Geh. 17 M., geb. 24 M.

Das erste größere Werk Hans Stern-
eders verdient es, daß Thoma ihm das
Titelbild zeichnete. Nehme es der Dichter
als ein glückverheißendes Vorzeichen,
aber auch als eine Aufforderung, dem
Wesen seines Erfinders treu zu bleiben,
das es der Begleiterschaft Thomas wert
machte: dem echt-deutschen Geist, der
uns aus der Entwicklung des Wolf Heß,
die uns in diesem nach eigenem Geständ-
nis seines Verfassers aus Dichtung und
Wahrheit in glücklicher Mischung ge-
wobenen Roman gegeben wird, entgegen-
weht. Es ist nicht mehr als die Schil-
derung einer Entwicklung; aber das ist
in diesem Falle viel; denn es ist nicht,
wie es leider so oft in den zahlreichen
Entwicklungsromanen unserer Zeit ge-
wesen ist, die Entwicklung eines krank-
haft schwächlichen Nervenmenschen, die
in uns Mitleid wohl erweckt, aber keine
Mitsfreude, sondern es ist die eines ge-
sunden deutschen Knaben zu einem
Dichter, dem das Leben genug Wider-
stände entgegensetzt, an denen er nicht
wie jene Schwächlinge zerbricht, an denen
er seine Lebenskraft und Lebenslust übt,
daß sie ihn emporträgt. Kein Hauch jenes
müden Skeptizismus und des traurigen
Pessimismus, wie ihn jene Artisten
und Ästhetizisten unseligen Angedenkens
pfliegten, weht in diesem schlicht geschrie-
benen Buch, dagegen ein lebensfroher
Optimismus, der uns mit sich fortreißt
und uns Glauben gibt an eigene Kraft,
an freudige, hilfsbereite Menschen. Ich
habe an Roseggers denken müssen, als
ich den Roman mit von Seite zu Seite
wachsender Freude las. Nicht, daß ich
Parallelen festgestellten hätte. Aber der
Geist Roseggers schien mir in Sterneder
auferstanden, und ich glaube, nichts
Besseres können wir dem jungen Dichter
als Wunsch mit auf seinen Schaffensweg
geben als dieses: daß er Roseggers und
Thomas Spuren nachgehen möchte. Dann
wird die Verheißung dieses Erfinders
eine frohe Erfüllung werden.

Ernst Lemke

Julius Bode: **Vom Geisteserbe
deutscher Heldenväter.** Bremen 1921
bei Friedrich & Co. (Bremer Beiträge
zur deutschen Erneuerung.)

In lebendiger, frischer, kraftvoller
Sprache führt uns der Verfasser in die
Quellen unseres Volkstums ein. Er zeigt,
wie viel gesundes Menschentum, wie viel
Willenskraft, geistige Tiefe und echte
Sittlichkeit in dem Leben unserer Vor-
väter verborgen lag. „Ein Mahnruf an
uns Enkel“ nennt sich das Büchlein, das
wohl geeignet erscheint, uns in einer Zeit
sittlichen und politischen Tiefstandes den
Wert und die Bedeutung geistiger und
religiöser Eigenschaften erkennen zu
lassen, die heute, überwuchert vom platten
und gefährlichen Materialismus, nur
noch wenigen erhalten geblieben sind.

Wolfgang Federau

Willy Trossert
Musikinstrumente
 * DANZIG *
 Heilige Geistgasse 17
 Kohlenmarkt 10,
 Telef. 3337.

WERBEBERATUNG
 DIX-DANZIG

BORG



**FÜR
 QUALITÄT**

RAUCHER

Danziger Konfektionshaus

Inh. Aug. Steinhöfel.

Maßanfertigung

eleganter

Damen- und Herrengarderoben

Neueste
Moden

Tadelloser
Sitz



Vornehme
Verarbeitung

Solide
Preise

Töpfergasse 23/24 Poggenpuhl 59

Altstadt, Graben 69b.

Langfuhr, Hauptstr. 11.

„Der · getreue · Eckart“

Halbmonatschrift für das ganze Deutsche Volk.

Wir wollen:

Das Deutsche Volk über den Par-
teien sammeln!

Die Besten dazu aufrufen!

Woher sie kommen, ob von
Links oder Rechts, gilt
uns gleich!

Wir wollen nicht:

Gegensätze schaffen!

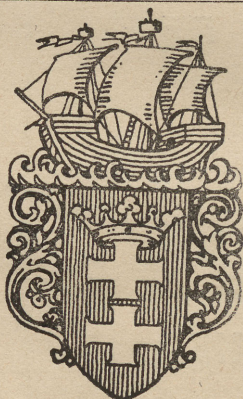
Wir wollen sie überbrücken!

Bezugspreis vierteljährlich M. 11.—
Helingsche Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Berlin-Treptow, Karpfenteichstraße 15/16.

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig

mit der Beilage: Statistische Mitteilungen der Freien Stadt Danzig.



Jeder, der sich über die

wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des

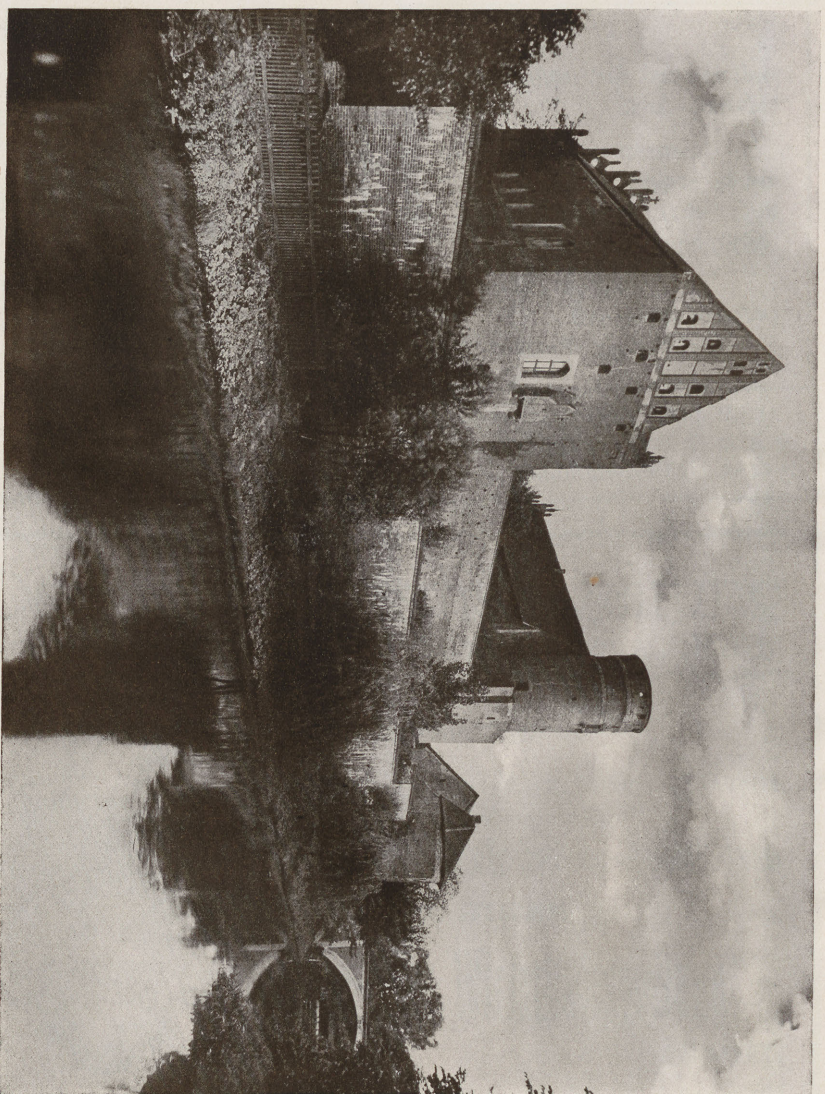
Freistaates Danzig und der Republik Polen

unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“

lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezuge durch die Post
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d.W., die Einzelnummer 2,50 M. d.W.



Allenstein: Ordensschloß



W.F. BÜRAU / DANZIG

Langgasse 39 / Gegr. 1829 / Fernspr. 5686, 5687, 5688

Buchdruckerei

Werbeschriften / Kataloge

Ehrenurkunden

Bilderdrucke - Vierfarbendrucke

Bucheignerzeichen

Geschäfts- und Familiendruckfaden

Werkdruck

Druck von Wertpapieren

Buchbinderei Liniierei





Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion

L. Murzynski

Inh. Wilhelm Troschke
DANZIG

Gr. Wollwebergasse 6=8